

# *Texte der*

vom 9. Bildungsgang «Literarisches Schreiben»,  
EB Zürich, Samstag, 22. September 2012.

# *Finissage*

Beatrice Akeret  
Barbara Gavez  
Eva Halter-Arend  
Bea Hänggi  
Ursula Hänni  
Anita Kendzia  
Georg Liebig  
Martina Meienberg  
Dorothee Plancherel  
Ursula Regez  
Barbara Rindisbacher  
Joerg Roos  
Brigitte Süess



# Inhalt

---

## Block 1

Georg Liebig	Restlichter (Erzählung)	5
Beatrice Akeret	Weg (Hörspiel)	8
Barbara Gavez	Alles bestens (Kurzgeschichte)	15
Ursula Regez	Hase und Elefant (Kurzprosa)	18
	Totämügerli riloudid	

## Block 2

Bea Hänggi	Ein Loch bis zum Himmel (Textcollage)	21
Dorothee Plancherel	Spätes Wiedersehen (Theaterstück)	25
Eva Halter-Arend	Puppengrammatik oder Die andere Seite der Heimat (Kurzgeschichte)	34
Ursula Hänni	Glockengesang (Theaterstück)	37
Anita Kendzia	Unterm Apfelbaum (Kurzgeschichte)	44

## Block 3

Martina Meienberg	Ozeanüberquerung (Erzählung)	50
Barbara Rindisbacher	Fremde Sprachen (Kurzgeschichte)	54
Joerg Roos	Im Wochenbett (Erzählung)	58
Brigitte Süess	Hochsommer. Umzug. Mütter. (Kurzprosa)	62

	Angaben zu den Personen	65
--	-------------------------	----



**EB Zürich**

© Bei den Autorinnen und Autoren

1. Auflage 2012

Gestaltung: Georg Liebig, Islikon



# Restlichter

---

*Georg Liebig*

**A**m Anfang schuf der grosse Architekt aus den fantasievollsten seiner Worte die Welt. Dann beschloss er, eine Auszeit zu nehmen. Doch zuvor wischte er, was an Material aus seiner Wörterwohnung übrig geblieben war, kurzerhand ins Meer, wo es bis auf den Grund sank. Daraus entstanden die skurrilen Bewohner der Tiefsee. Es gibt sie wirklich, diese grotesken Gestalten, und weil sie in absoluter Dunkelheit leben, haben sie ihr eigenes Licht. Sie locken damit Beute an oder jagen ihresgleichen einen Schrecken ein. Der Mensch gab ihnen seltsame Namen: Schlinger, Walkopfertiger, Maulstachler, Plattkopf, Schwarzangler. In einem anderen Meer, wo die Erinnerung niemals hinreicht, dort existieren die Restlichter. Das sind emotional unabhängige Kreaturen unserer eigenen Vorstellungskraft. Sie heissen: Malmschädler, Qualenstecher, Fratzenbluter, Zungenfetzter.

So, das war's, weiter kam ich mit meinem Text leider nicht! Es war mir unmöglich, das aufs Papier zu bringen, was ich eigentlich hatte sagen wollen, nämlich: Wir konservieren die Gegenwart als Erinnerung, die mit der Zeit bis auf den Grund unseres Bewusstseins sinkt, wo die Restlichter lauern und sich davon ernähren. Sie verstoffwechseln alles, was wir je gemacht oder gedacht haben und verwenden es dann gegen uns. Sie senden uns schlechte Gedanken, manipulieren unsere Gefühle oder quälen uns mit Ängsten. SIE lieben den Streit, fördern Intrigen und stacheln Kriege an. Sie manipulieren uns. Wir merken das nicht, denn wir tun lediglich, wozu sie uns unentwegt drängen: fluchen, lügen, huren, ins Kino gehen, Zeitung lesen, im Internet surfen, fernsehen, streiten, Leute umbringen, tratschen oder einfach nur dreckig lachen.

Die Restlichter lieben das Kino. Das ist nämlich der Ort, wo sie sich am wohlsten fühlen. Denn im Film wird intrigiert, gemeuchelt, gemordet, gehurt, geschlachtet, mit Worten, Schwertern, Beilen, Äxten, Lanzen, Ketensägen, Fräsen, Rasiermessern oder Hutnadeln, und es fliesst hektoliterweise Blut, sogar nachträglich ins Bild eingefügtes Pixelblut. Es sabbert und spritzt bis zur Kamera-Linse, und wenn Schwerter und Äxte durch Köpfe und Körper schneiden, manchmal in Zeitlupe, sieht man, wie grosse Pfützen von Blut entweichen und in der Luft tanzen. Die Tricktechnik wird ständig verbessert und der Blutzoll unentwegt erhöht; man sagt, um der Gewöhnung entgegenzuwirken, denn sonst würden wir uns mit der Zeit ziemlich langweilen. Denn wenn der Adrenalin-Spiegel plötzlich sinkt, hilft oft nur noch eins: mehr Action, Sex und Gewalt. In meiner Geschichte sollten wir den Restlichtern als Wirte dienen, während diese im Verborgenen die Fäden ziehen und bestimmen, was wir tun. Sie reden uns ein: «Schau dies und das, lies dies und das, tu dies und das, denke dies und das!» Wir tun, sie bestimmen; diese dicken, fetten Monster, die uns denken machen, dass wir es sind, die das alles tun. Doch, wir füttern sie bloss, sie befehlen: «Noch ein paar Skandale! Ein bisschen Gewalt! Schnell ein paar Liter Blut! Nun schlag doch endlich zu! Das gibt Krieg! Mehr Action! Ein kleines Ge-

metzel! Willst du nicht ein bisschen Fremdgehen? Leg ihn um, mach schon! Ein wenig Splatter! Los, los, wo bleibt das Geballer? Mach vorwärts! Wo sind die Nackedeien? Und zum Film noch ein paar Flips und Cola, und vergiss nicht, eine süsse Blonde mit ins Kino zu nehmen.» Wäre doch eigentlich recht spannend gewesen, das Thema. Aber dann fand ich die Idee doch nicht mehr so gut. Ich wurde unsicher und verspürte plötzlich eine grosse Unlust, zu schreiben. Ich mochte einfach nicht mehr daran arbeiten. So ging es immer weiter und nach Wochen erfolgloser Schreibversuche war das Resultat meiner Bemühungen: nichts als Nichts. Doch dann, wie aus heiterem Himmel, stieg in mir das Verlangen hoch, jemanden umzubringen. – Am liebsten eine Drehbuchautorin, denn es gibt weiss Gott genug schlechte Filme. Erst dachte ich: «Jetzt spinnst du aber!.» Dann tauchte das Bild einer indischen Schönheit vor meinem inneren Auge auf. Sie sah aus wie eine Prinzessin. Da wusste ich: So eine will ich umbringen.

Aber verstehen sie mich bitte nicht falsch, natürlich nur literarisch. Sie war hübsch, hatte grosse dunkle Augen und langes schwarzes Haar. Ich beabsichtigte, sie den Restlichtern zu überlassen, weil sie so miese Drehbücher schreibt, dass einem das Kotzen kommt. Jedenfalls, sie war ein echter Freak, eine, die die meiste Zeit vor der Glotze hockt, Horror und Action, wenn sie nicht gerade seichte Texte schreibt, diese Kuh. Aber das würde ihr schon noch vergehen. Und so hörte sich das an: Nach Jahren übertriebenen Filmkonsums litt die indische Drehbuchautorin Freida Khan an Antriebslosigkeit, Schlafmangel und Angstzuständen, zudem an einer chronischen Unlust, zu schreiben. In ihren Träumen wurde sie von den Restlichtern gequält. Viel zu spät ging sie zum Arzt. Mittels eines Restlicht-Verstärkers konnte dieser den Fratzenbluter bei ihr nachweisen. Sie wurde an einen Spezialisten überwiesen, der sie mit Beruhigungsmitteln behandelte, aber ohne Erfolg. Die daran anschliessende Therapie mit bildhemmenden Medikamenten wie «Zelluloid» und «Anti-Drenalin» brachte ebenfalls keine Besserung. Auch eine Lichtspiel-Diät mit Disney-Filmen, dazu eine Behandlung auf der Stimmungs-Orgel – das ist eine Metallkugel, auf der unterschiedlich starke Energien fliessen und auf der man mittels Handauflegen jede Stimmungslage erzeugen konnte – brachte keine Hilfe. Freida starb in einem Krankenhaus für Schlaflose in Mumbai. Der Fratzenbluter überraschte sie während einer künstlich herbeigeführten Tiefschlafphase und saugte ihr das Bewusstsein aus dem Körper.

Das hatte Spass gemacht, so dass ich beschloss, die Restlichter nun auf die ganze Menschheit loszulassen. Keine Angst, natürlich nur literarisch.

Jedenfalls lagen die leergesaugten Menschenhüllen überall herum, im Kino, vor dem Fernseher, draussen auf den Strassen. Nachdem ich Zehntausende schreibend dahingerafft hatte, verlor ich bereits wieder das Interesse an meiner Geschichte und wandte mich anderen Vergnügungen zu. Ich wollte wieder einmal ins Kino zu gehen, in Filme mit massiv Action und Gewalt, dazu Popkorn, Cola und Eiskrem. Das hielt mich vom Schreiben ab. Und als ich es dennoch tat, überwältigte mich erneut diese fürchterliche Unlust. Ich wollte mir schon den Kopf abschlagen. Das tat ich dann aber doch nicht. Stattdessen hatte ich nun doch eine gute Idee für meinen Text. Ich wollte der von den Restlichtern geplagten Menschheit etwas Gutes tun. Wenn die uns schon wie Marionetten behandeln, willenlos machen und

schliesslich aussaugen, dann sollten wir wenigstens nicht für immer leiden. So liess ich die Menschen das Nichts entdecken. Dazu musste ich lediglich das Weltbild im Text ein wenig vereinfachen. Ich machte den Weltraum endlich und setzte oben am Himmel eine Kuppel als Grenze fest. Dann liess ich die Menschen dorthin reisen, mit einem Raumschiff, an dessen Spitze eine grosse Bohrmaschine befestigt war. Damit konnte man ein grosses Loch in das Gewölbe bohren. Leider wurde dabei ein grosser Wasserspeicher beschädigt, was einen gewaltigen Wolkenbruch zur Folge hatte, der zu einer verheerenden Überschwemmung auf der Erde führte. Einige Hunderttausend ertranken. «Tut mir ja leid, aber passt doch auf», notierte ich in einer Fussnote. Dann, als die Menschen das Gewölbe durchbrochen hatten, stellten sie fest, dass sich der grosse Architekt, den sie noch nie gesehen, aber schon viel von ihm gehört und gelesen hatten, offenbar längst aus dem Staub gemacht hatte. Jenseits der grossen Kuppel, also oberhalb dieser, war nämlich nur eine trockene Wüste. Hie und da lagen ein paar grössere Steinbrocken herum, die mit viel Fantasie eine längst verfallene Stadt hätten sein können, aber sonst war dort oben nichts als Nichts.

Die Menschen kamen zum Schluss: «Es gibt den grossen Architekten gar nicht und wenn es ihn nicht gibt, dann kommen auch wir alle aus dem Nichts und kehren folglich eines Tages dorthin zurück. Wir werden am Ende Ruhe finden.» Und so siegte die Wissenschaft über die grausamen Restlichter.

Ich wollte eigentlich schon weiter schreiben, doch plötzlich hörte ich Stimmen in meinem Kopf. Waren das etwa ... die Restlichter? Es gab keinen Zweifel, sie sprachen, direkt zu mir. Wie war das möglich? Hatte ich sie etwa mit meinen Worten, mit meiner Vorstellungskraft erschaffen? Oder waren sie schon immer da? Jedenfalls, sie meinten, dass ich, ICH, nicht sonderlich gut schreiben könne, eigentlich gar nicht und dass dieses pseudophilosophische Geschwafel ein schrecklicher Mist wäre. Zudem würden sie es nicht mögen, von mir so schlecht gemacht zu werden. Nicht auszudenken, wenn so etwas Schule machte. Immerhin hätten sie es verhindert, dass ich als Schreiber etwas taugte. Toll fanden sie nur, dass ich die Menschen vom Nichts überzeugt hatte, denn es sei ja schliesslich scheiss egal, was die Leute den ganzen Tag täten, so lange sie an das Nichts glaubten, und irgendwann würde trotzdem jeder mal bei ihnen landen und sie würden ihn dann fressen, also, ihm das Bewusstsein aus dem Körper saugen. Man könne nie sicher sein, wann das genau wäre, also der Zeitpunkt, wenn sie einem den Stecker rausziehen. Und mir wollten sie jetzt doch noch einmal etwas flüstern, nämlich, dass es das Nichts gar nicht gäbe und zudem würden sie mir bald gehörig den Marsch blasen und dann würden sie mich dran nehmen, am Ende.

# Weg

---

*Beatrice Akeret*

(Lautsprecherdurchsage: Liebe Fluggäste, in ungefähr einer Stunde erwarten wir eine weitere Lieferung von Decken. Wir bitten sie, sich noch etwas zu gedulden. Bitte überlassen sie die vorhandenen Decken älteren Personen, Kindern und ...)

Mara: Diese Reise kam mir wie eine Rettung vor. Eine Urlaubsreise nach Amerika. Für zwei Personen, all inclusive. Der Wettbewerb lag im Supermarkt auf, direkt neben der Kasse. Micha lachte mich aus, als ich ihm davon erzählte. Ich füllte aber trotzdem einen Bogen aus. Das war nicht besonders schwierig. Als ich tatsächlich gewonnen hatte, wollte er noch immer nichts davon wissen. Er sagte, ein Auto ja, das könnten wir brauchen oder Einkaufsgutscheine, das wäre nützlich, aber doch keine Reise. Doch für mich war die Reise so viel nützlicher als alles andere. Sie bot uns die Chance, wieder zusammen zu finden. Das sagte ich ihm. Er wollte keinen Urlaub nehmen, nicht schon jetzt, er wollte sich erst mal richtig einleben in Deutschland. Mir wurde aber klar: Wenn ich diese Reise nicht machte, würde ich ihm das immer vorwerfen. Die Wut auf ihn, wenn er mir diese Chance verwehrte, würde unsere Liebe vollends zerstören. Ich musste also gehen. Mit ihm oder ohne ihn. Das war seine Entscheidung. Natürlich konnte er mich nicht allein gehen lassen. Er stand unter ungeheurem Druck. Aber ich konnte ihm nicht helfen. Nach vier Tagen sagte er zu. Schon zwei Monate später haben wir im Flugzeug gesessen.

Andreas: Ich hatte immer das Gefühl, dass mir alles zu eng ist, in der Schweiz. Das Leben, das da möglich ist: das bin nicht ich. Oder das ist nicht der, der ich sein könnte.

Mara: Früher, da hat Micha alles entschieden. Deswegen sind wir überhaupt erst nach Deutschland gekommen. Ich wäre nie gegangen. Ich war wie ein Fisch im Wasser, habe mir nie etwas anderes gewünscht. In Deutschland hat sich nach und nach alles auf dem Kopf gestellt. Ich habe angefangen, die Entscheidungen zu treffen. Micha tat, was ich für richtig hielt.

Suresh: Der Wunsch ganz nach Indien zu gehen, kam für mich selber überraschend. Das hatte nie zu meinen Plänen gehört. Als meine Eltern von Indien nach Kanada gegangen waren, da waren sie sehr erleichtert. Sie hatten den Absprung geschafft. Das war wichtig bei uns, den Absprung aus Indien zu schaffen. Ich habe das nie verstanden. In Indien hatten sie in einem grossen Haus gewohnt – wir verbrachten all unsere Sommer dort – in Kanada lebten wir in einer Zweizimmerwohnung.

Andreas: Warum es für mich immer genau Amerika gewesen ist, das weiss ich nicht. Die Bilder von der Zigarettenwerbung hatten sich bei mir einfach eingebrannt. Dieses Gefühl von Freiheit ...

Suresh: Wenn meine Familie nicht in Indien war, war sie nicht sich selber. Sobald wir in Indien aus dem Flugzeug stiegen, entspannten



- sich die Gesichtszüge meines Vaters und meine Mutter fing an, wild drauf los zu plappern. Alle taten zwar so, als ob sie in Kanada glücklich seien. Es gehörte zum guten Ton in der indischen Community, glücklich zu sein und froh, dass man weg war. Und dennoch taten alle alles, um möglichst so wie in Indien leben zu können. Von Kanada wollten sie eigentlich nichts wissen.
- Mara: Für mich war Heimat immer gleichbedeutend mit Glück. Das wurde mir klar, als ich sie nicht mehr hatte. Oder eigentlich schon da, als wir uns überlegten wegzugehen. Wobei, nicht wir überlegten es. Micha war auf einmal ganz besessen von dem Gedanken. Er wollte für mich das Beste aus unserem Leben raus holen. Er wollte, dass ich glücklich sein würde. Dass ich es bereits war, ist ihm gar nicht aufgefallen. Und damals habe ich noch nichts gesagt. Dann wäre alles anders gekommen.
- Andreas: Dass ich nie gegangen bin, hat viele Gründe. Ich wollte erst mal richtig viel Geld sparen, um mir dann alles zu leisten, was ich mir wünschte. Dann habe ich Petra kennen gelernt, als ich eigentlich schon dachte, das wird jetzt nichts mehr mit Heiraten und Kindern und so. Da stellte ich meine Amerikapläne natürlich auch erst mal zurück. Dass dann ausgerechnet sie mit dieser Idee kam ...
- Suresh: Auf meine Art hatte ich das vielleicht übernommen, diesen Drang wegzugehen. Das wird mir erst jetzt klar, wo ich darüber nachdenke. Ich hatte mich in Kanada immer fremd gefühlt. Irgendwann habe ich kapiert, wie das in der Community lief: Wer Erfolg hatte, durfte tun und lassen, was er wollte. Und Weggehen war die Krönung des Erfolgs. Ich begann, mich anzustrengen.
- Andreas: Petra ist klug. Ich brauchte ihr nicht extra von meinen Amerikaträumen zu erzählen. Na klar, meine Wohnung sah schon ein bisschen wie ein Amerikamuseum aus. Aber das Wallpaper hinter meinem Esstisch mit dem Highway, das motivierte mich, am Morgen aufzustehen. Ich trank meinen Latte venti und träumte ein bisschen. Das tat mir gut.
- Mara: Natürlich kam nicht alles, wie geplant. Unsere Verwandten, die vor uns in den Westen gegangen waren, hatten uns eine Welt vorgespielt, die nicht existierte. Es war ein wunderbares gemeinsam inszeniertes Lustspiel. Und wir waren ihr gutgläubiges Publikum. Seit wir weggegangen sind, wohnten wir in einem Loch. Unsere Matratze lag auf dem Fussboden. Das wenige Geld, das wir verdienten, sparten wir, um irgendwann unsere Eltern einladen zu können und unseren Part in der Komödie zu spielen. Es gab plötzlich nichts Schönes mehr in unserem Leben. Da ist es doch nicht verwunderlich, dass ich mal wieder eine Freude haben wollte und mir diese Reise so wichtig war. Nicht nur für mich. Ich wollte es für uns.
- Andreas: Petra meinte es gut. Sie versuchte sich anzupassen. Sie hatte mir sogar Double Chocolate Chips-Cookies gebacken. Dass sie nicht so lecker schmeckten wie die aus dem Supermarkt, sagte ich ihr natürlich nicht. Als sie bei mir einzog, prallten zwei Welten aufeinander. Aber es ging irgendwie. In meinem ganzen Amerikakram fanden wir ein paar Plätzchen für ihre Duftlampen und

Kerzenständer. Eine wilde Kombination, aber es ging, weil Petra nie etwas gegen meinen Amerikafimmel eingewendet hat.

- Suresh: Als ich einmal zur Post ging, um meiner Oma zu ihrem Geburtstag eine Karte zu schicken, stieg mir der Duft von frischen Samosas in die Nase. Ich war damals schon weg von meiner Familie und lebte in einem Wohnheim für Assistenzärzte am anderen Ende von Kanada. Von einer plötzlichen Nostalgie erfasst, rief ich meine Oma kurzerhand an und liess mir ein paar indische Rezepte diktieren. In der Gemeinschaftsküche machte ich mich an die Zubereitung. Es war mitten am Nachmittag. Eine junge Krankenschwester kam in die Küche um sich einen Kaffee zu kochen. Sie schnupperte an meinen Töpfen und ich lud sie ein mitzuessen.
- Andreas: Nach zwei Jahren machte ich ihr einen Antrag, ganz klassisch, auf den Knien. Ich war mir meiner Sache ziemlich sicher, war aber doch froh, als sie ja sagte. Wir planten unsere Hochzeit. In Weiss, mit Kutsche. Allzu viel konnten wir zwar nicht ausgeben, aber ein paar Specials waren schon drin.
- Mara: Micha ist ja nicht blöd. Der kapierte natürlich schnell, dass das alles nichts war. Aber was hätten wir machen sollen? Wollten wir unser Gesicht nicht verlieren, mussten wir ein paar Jahre ausharren. Er nahm jeden Job an, arbeitete rund um die Uhr. Er war völlig erschöpft. So kannte ich ihn gar nicht. Ich wollte wieder den Mann zurück, den ich geheiratet hatte. Ich wollte ihn trösten, versuchte, unser Leben von zu Hause zu imitieren. Ich legte Paprika ein, organisierte ein Picknick im Park. Bis ich kapierte, dass das der grösste Fehler war.
- Andreas: An einem Abend, als wir auf dem Balkon zusammen sassen, unsere Hochzeit war schon fast fertig geplant, machte Petra den Vorschlag unsere Flitterwochen in den USA zu verbringen. Das war natürlich naheliegend, klar. Besonders, da sie mir immer gerne eine Freude machte. Wie hätte sie wissen können, in welche Panik sie mich damit versetzte?
- Mara: Plötzlich ging mir ein Licht auf: Wenn ich Micha und mich retten wollte, dann mussten wir lernen, wie man in der neuen Heimat lebte. Ich ging täglich zum Supermarkt. Damals wusste ich noch nicht, dass genau dieser Supermarkt für mich zum Verhängnis werden würde. Ich ging von Regal zu Regal, lernte zuerst die fettgedruckten Begriffe auf den Verpackungen: Reis, Milch, Bohnen. Irgendwann fing ich an, auch das Kleingedruckte zu lesen und versuchte, die Worte in den Lautsprecherdurchsagen wieder zu erkennen.
- Andreas: Ich konnte ihr überhaupt nicht erklären, warum ich so sauer auf ihren Vorschlag reagierte. Es war krass. Ich war irgendwie einfach überfordert, wusste selber nicht warum. Jetzt ist es mir natürlich klar: Mein ganzes Leben hing davon ab. Ich hatte so lange von dieser Reise geträumt. Ich hatte mir mein eigenes Amerika geschaffen. Die Vorstellung davon hatte aus meinem langweiligen Leben etwas gemacht. Sie hatte ihm ein Ziel gegeben. Wenn das nun in die Hose ging, dann war doch alles nichts mehr wert.
- Suresh: Ally verliebte sich ernsthaft in mich. Und ich mich in sie. Sie konnte tiefer in mich hinein blicken als all die anderen Frauen,

die ich vor ihr gehabt hatte. Sie schien etwas über mich zu verstehen, das den anderen nicht gelang. Wir verbrachten viel Zeit zusammen, gingen ins Kino, kochten. Wir lagen in ihrem Bett und redeten. Ich erzählte Ally von meiner Kindheit, alles, was wir erlebt hatten. Ich erzählte ihr fast nur von meinen Sommern in Indien. Meine Jugend in Kanada war mir fern. Je mehr ich ihr erzählte, desto klarer wurde mir: Indien ist meine Heimat, da gehöre ich hin.

Andreas: Ich liess mich jedenfalls umstimmen. Oder besser gesagt, ich hatte keine Argumente, um die Reise nicht zu machen. Daher buchten wir eine Mischung aus Whale Watching, Grand Canyon und New York-City Trip. Am dritten November, zwei Tage vor unserer Abreise, sagte mir Petra, dass sie schwanger sei. Ich freute mich riesig. Ich hatte eigentlich geglaubt, dass es nicht mehr klappen würde. Wenn es für Petra nicht so unglaublich wichtig gewesen wäre, hätte ich die Sache längst abgehakt. Natürlich schlug ich vor, die Reise zu stornieren. Aber Petra wollte davon nichts wissen. Sie wollte sich die Zeit mit mir nicht nehmen lassen. Sie sei ja nicht krank. Und ausserdem könne nur in einer glücklichen Mutter ein glückliches Kind heran wachsen. Scheisse, ich hätte meinem schlechten Gefühl einfach mehr Beachtung schenken müssen.

Mara:

- davon. Ich weinte in mein Kissen. Hätte es wirklich keine andere Möglichkeit gegeben?
- Andreas: Je näher die Reise kam, desto mehr schnürte sich mein Hals zu. Heute Morgen, vor der Abreise – ist das wirklich erst ein paar Stunden her? – war ich stumm wie ein Fisch. Petra dachte, ich hätte Flugangst. Ich war ja auch tatsächlich noch nie geflogen. Ich hätte dabei bleiben sollen.
- Suresh: Es blieb nicht viel Zeit zum Überlegen bis zur Abreise. Ich musste packen, meine Papiere ordnen, Geschenke kaufen. Vielleicht hätte ich sie mir nehmen sollen, mich weniger ablenken mit dem ganzen Krimskrams. Zum Flughafen kam niemand. Insgeheim hatte ich gehofft, Ally würde kommen. Aber das tat sie natürlich nicht. Wozu auch.
- Mara: Wir sassen im Flugzeug Hand in Hand. Und auf einmal wussten wir beide: Diese Reise war unsere letzte Chance. Ich spürte mich Micha so nahe wie lange nicht mehr. Plötzlich wurde mir leicht, plötzlich dachte ich, dass alles gut werden würde.
- Andreas: Das Flugpersonal beruhigte uns. Die Zwischenlandung sei nur eine Vorsichtsmassnahme. Für unser Wohl sei am Flughafen gesorgt. Sobald der Schneesturm vorbei sei, würde man unverzüglich weiter fliegen. Ich liess mich von Petras Gelassenheit anstecken.
- Mara: Als die Stewardess sagte, es gebe einen Schneesturm und wir müssten zwischenlanden, hatte ich mich sogar gefreut. Seit wir aus unserer Heimat weg waren, hatte ich keinen richtigen Schnee mehr erlebt. Ich konnte es kaum erwarten, die ersten dicken Flocken zu sehen.
- Suresh: Ich ärgerte mich, als ich hörte, dass wir zwischenlanden mussten. Ich würde meinen Anschlussflug verpassen. Meine Oma würde vergeblich zum Flughafen fahren. Ich hab schon ein paar Mal versucht, sie anzurufen. Aber ich konnte sie nicht erreichen. Ich hab auch Allys Nummer gewählt, aber gleich wieder aufgelegt. Was hätte ich ihr sagen sollen?
- Andreas: Wir landeten und es wurde uns sofort ein ganzer Bereich in Terminal A zugewiesen. Ich dachte, die Pause würde Petra vielleicht gut tun. Ich deckte sie auf ihrem Feldbett zu und setzte mich zu ihr. Ich streichelte ihre Haare und sie schlief rasch ein. Ich ging nur kurz weg, um etwas zu essen aufzutreiben.
- Mara: Ich wollte diesen Zustand der Nähe zu Micha so lange wie möglich bewahren. Daher machte mir die Zwischenlandung nichts aus. Ich hatte das Gefühl, solange wir uns festhielten, könne nichts passieren. Und so war es ja tatsächlich auch.
- Suresh: Ich legte mich gleich auf das mir zugewiesene Feldbett und versuchte zu schlafen. Ich starrte durch die grossen Scheiben in den Himmel. Ich sah zu, wie sich die Schneedecke über mir langsam schloss.
- Mara: Ich war kurz aufgestanden. Seit Stunden musste ich dringend aufs Klo. Aus Langeweile hatte ich die ganze Wasserflasche, die uns zugeteilt worden war, bereits leer getrunken.
- Andreas: Es herrschte ein solcher Lärm, dass ich zuerst gar nicht kapierte, was los war, als es plötzlich krachte. Aber dann setzte eine un-

- glaubliche Stille ein, für eine Sekunde oder so, wahrscheinlich weniger. Und dann die Schreie.
- Suresh: Im ersten Moment schien es mir gar nicht verwunderlich. Ich hatte dem Schnee dabei zugeschaut, wie er sich türmte. Ich war wie in Trance, als sich der Dachbalken plötzlich nach unten bog. Das Sicherheitsglas barst mit einem gewaltigen Knacken. Es brach in Stücke und blieb im grünen Metallgitter hängen.
- Andreas: Alle schrien durcheinander. Ich liess die Tüte mit den Hamburgern und die Cola fallen und rannte zurück. Ich bahnte mir einen Weg zur Liege, wo Petra zuletzt geschlafen hatte.
- Mara: Ich hatte alles nicht mitgekriegt. Alle Geräusche wurden von der Klospülung und von den Handtrocknern übertönt. Erst als ich raus kam, sah ich es. Ich rannte zu Micha. Ein Mann war bereits bei ihm. Es war überall Blut.
- Suresh: Ein Mann hatte sein Bein unter dem Balken eingeklemmt. Ich versuchte ihn zu befreien. Aus einer grossen Wunde an seinem Kopf trat rhythmisch Blut. Ich zog mein Hemd aus und versuchte, die Blutung zu stoppen.
- Andreas: Petra sass neben dem Bett am Boden, zusammengekauert wie ein erschrecktes Vögelchen. Sie weinte. Ich legte meinen Arm um sie. Es sei alles in Ordnung, sie sei nur erschrocken.
- Mara: Der Mann versuchte gar nicht erst, mir besonders grosse Hoffnungen zu machen. Ich war ihm dankbar dafür. Er sagte mir, ich solle sein Hemd auf Michas Kopf drücken, während er sich an seinem Bein zu schaffen machte.
- Andreas: Ob es Verletzte gebe. Ich nickte. Ich half ihr auf die Beine. Da sah ich, wie das Blut unter ihrem kurzen Rock herunter rann.
- Suresh: Der Mann stöhnte. Um mich herum schrien viele. Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte. Also half ich ihm. Er war einfach da, direkt vor meinen Füßen.
- Andreas: Ich packte Petra heftig am Arm. Sie schrie auf. Sie wusste gar nicht, was passiert war. Ich blickte mich um und sah diesen dunkelhäutigen Mann, der einen anderen verarztete. Er schien etwas davon zu verstehen.
- Mara: «Du musst es schaffen, Micha!» flüsterte ich. Der Mann lächelte, obwohl er mich nicht verstand. Auf seinem nackten Oberkörper hatten sich Schweissperlen gebildet. Er sah schön aus, das fiel mir auf, trotz allem.
- Andreas: Ich zog Petra mit. Der Mann sah mich an. Ich zeigte auf Petras Beine. Er stand auf und legte fragend eine Hand auf Petras Bauch. Sie nickte.
- Suresh: Das heisst noch gar nichts, das bisschen Blut, hörte ich mich sagen. Das kann bei einer Schwangerschaft leicht passieren.
- Mara: Plötzlich wendete er sich dem Paar zu. Ich war fassungslos.
- Suresh: Aber plötzlich hatte ich Ally vor meinen Augen. Wenn es Ally wäre. Meine Gedanken drehten durch. Hinter mir stöhnte der Mann. Ich kriegte sein Bein nicht frei.
- Andreas: Er legte Petra auf den Rücken und winkelte ihre Beine an.
- Mara: Ich wollte gerade seinen Arm packen und ihn wieder zu Micha auf den Boden reissen.
- Suresh: Ich schob ihr eine Decke unters Kreuz.

Mara: Aber da öffnete Micha kurz seine Augen. «Mischko!», rief ich. Er lächelte ein wenig.

Andreas: Ich sah dem Arzt ins Gesicht. Ich wollte eine Antwort.

Mara: Michas Lippen bewegten sich tonlos. Er sagte: «Ich liebe dich, Maruschka.» Ich konnte es nicht hören, aber ich bin mir ganz sicher.

Andreas: Wenn Petra jetzt unglücklich wird, wovon sollen wir dann leben?

Suresh: Wenn es Ally wäre.

Mara: «Ich liebe dich, Maruschka!»

Andreas: Da stürmten Sanitäter herein. Ich sprang auf und winkte sie heran. Da, da bin ich! Da sind wir.

(Sirengeräusche)

# *Alles bestens*

---

*Barbara Gavez*

Das Haus liegt mitten in der Stadt an der Zobrigstrasse 42, in einem Quartier, das von jungen Menschen erobert wird. Niemandem in diesem Haus ist es zur Zeit vergönnt auszuschlafen, auch wenn der eine oder die andere frei hat. Denn draussen klaffen grosse Löcher und schwarze schwere Röhren liegen auf der Strasse und versperren den Autos den Weg. Ab 7 Uhr beginnt es zu rattern, zu zischen und zu stampfen. Orange bekleidete Männer bücken sich, schwitzen, werfen sich fremdländische Wortfetzen zu.

Stefan regt sich nicht mehr auf. Er dreht sich zur Seite. Mit seiner Hand fährt er sich über den spärlich behaarten Kopf. Er verspürt einen Druck irgendwo an seiner Schädeldecke. Wieder eine schlaflose Nacht. Er bleibt fünf weitere Minuten liegen. Dann steht er auf.

In der Küche macht er sich als Erstes an der Espressomaschine zu schaffen. Am Nachmittag muss er unterrichten; auf dem Programm: Wortarten, griechische Sagen. Als der schwarze Kaffee mit dem siedenden Wasser hochkatapultiert und aus der Kanne zischt, stellt Stefan diese von der heissen Platte weg und schiebt ein kleines Pfännchen mit Milch darauf. Zu Hause bleiben. Soll ich? Kann ich? Darf ich?

Als er so barfuss in der Küche steht, fällt sein Blick auf das Kalenderbild. Ein einsamer See. Darum herum hohe Berge. Kein Mensch zu sehen. Vielleicht sollte er einen Arzt anrufen. Oder besser mit Julia am Wochenende in die Berge fahren? Sophie könnten sie für zwei Tage bei seiner Mutter lassen. Die hütet Sophie gern.

Später sitzt er an seinem grossen Arbeitstisch und überlegt, wie er den Gymis Schülern die Sage des Prometheus vermitteln soll. Der Druck im Kopf, Schmerzen hindern ihn am Arbeiten. Wann hört das nur auf? Besser den Arzt anrufen. Stefan speichert das Arbeitsblatt und greift nach dem Telefon. Besetzt. Er steht auf und geht ins Bad. Dort öffnet er die Badeschranktür und nimmt ein Aspirin. Damit kann ich zumindest funktionieren, denkt er und arbeitet weiter. Aus dem Treppenhaus hört er Geräusche. Sicher Milena, wahrscheinlich mit ihrem Freund. Sie muss wohl zur Arbeit.

Pause

Vor dem Haus küsst Milena Daniel auf den Mund. «Es war schön mit dir. Danke! Bis bald!» Als sie auf dem Fahrrad sitzt, winkt sie ihm zu. Natürlich hat sie sich darüber auch schon Gedanken gemacht. Viele haben diesen Wunsch. Sie erinnert sich an seine Worte. Es wäre nun an der Zeit. Die Zeit sei reif. Er hat sie geküsst, sie in den Arm genommen, gestreichelt. Sie hatten Musik gehört und in den dunklen Nachthimmel geschaut. Die Sterne leuchteten hell. Sie stellten sich vor, Mutter und Vater zu sein; einem kleinen Geschöpf die Hand zu halten; es in den Armen zu wiegen und zu warten, bis es schläft; es beim Laufen zu stützen; ihm Wörter vorzusprechen, die es versucht nachzusprechen; ihm die Tiere im Zoo zu zeigen, die Enten und Schwäne auf dem See; die Flüsse und die Berge, die Städte und

die Länder. Sie würden ihrem Kind die Welt zeigen, bis es seine Eltern verlassen wird.

Ein Kind bekommen! Mutter werden! Milena versucht sich diese Situation vorzustellen. Daniel und sie würden ein Kind bekommen, sie würden in den ersten Monaten Freude haben. Sie würden auch danach Freude haben. Sie würden zusammen bleiben und sich nie trennen. Sie würden eine Familie sein und bleiben, während links und rechts ihre Freundinnen die Scheidungen einreichen. Oder: Daniel und sie würden ein Kind bekommen, sie würden in den ersten Monaten Freude haben. Sie würden nach einiger Zeit beide arbeiten und das Kind würde an zwei Tagen die Krippe besuchen. Ihre eigenen Eltern würden manchmal auf das Kind aufpassen. Irgendwann fänden sie die Doppelbelastung zu anstrengend. Also würde das Kind unter der Woche bei den Grosseltern sein und am Wochenende wäre es bei ihnen. Oder: Daniel und sie würden ein Kind bekommen. Sie würden in den ersten Monaten Freude haben. Milena würde nach dem Mutterschaftsurlaub wieder zur Arbeit gehen. Damit sie im Geschäft die Beförderung annehmen könnte, würde Daniel sein Arbeitspensum reduzieren. Er würde sich vermehrt um die Erziehung und um den Haushalt kümmern. Sie könnte ihrer Arbeit nachgehen.

Milena steigt vom Rad und schliesst es ab. Die automatischen Schiebetüren des Geschäftshauses öffnen sich mit einem leisen Surren. Als sie in den Lift steigt und hinaufgezogen wird, sieht sie Daniel vor sich. Er hält ein Kind an der Hand und zieht es mit sich. Sie winkt ihnen zu.

Pause

Stefan sitzt in der S-Bahn. Er schaut auf die grünen Wiesen hinaus, manchmal ist ein Bauernhof zu sehen. Dann wieder schießen Häuser hoch und ganze Wohnblöcke reihen sich aneinander. Stefan lässt seinen Gedanken freien Lauf. Er sieht seine Schüler vor sich, wie sie über einem Blatt gebeugt schreiben. Er sieht den Kollegen Scheubel, wie er im Lehrerzimmer vom Glück, Lehrer zu sein, spricht. Stefan sieht einen Fischreier unbeweglich auf einer Wiese. Wie seit Jahren würde er vor die Schüler treten, das Thema der Lektion bekannt geben und Arbeitsanweisungen erteilen. Er würde die Lektion abwechslungsreich gestalten, nach bestem didaktischen Wissen und Gewissen. Im Lehrerzimmer würde er sich angeregt mit den anderen Lehrern über Schüler und die neue Faust-Aufführung im Schauspielhaus austauschen. Die Arbeitsblätter liegen geordnet in seiner Arbeitsmappe. Er braucht sie nur zu kopieren. Alles bestens.

Sophies Gesichtchen erhellt sich, als Stefan ihr durch die Glastür zuwinkt. Sie winkt zurück. Gleich darauf wendet sie sich einem hellblauen Ball zu. Mit ihrem Zeigefinger zeigt sie darauf. Stefan betritt den Raum und schon kommt die Kinderzieherin auf ihn zu und schildert ihm den Ablauf des Tages, was sie mit den Kindern unternommen, was Sophie gegessen, wie lange Sophie geschlafen habe. «Sie hat alles gegessen, den Fisch auch.» Stefan lächelt sie an und will endlich gehen.

Auf dem Gehsteig blickt Sophie traurig vor sich hin. Etwas Trotz meint Stefan zu erkennen. Plötzlich bleibt sie stehen, rührt sich nicht. Stefan wartet eine Weile. Dann wird er ungeduldig, denkt an die Busfahrt und ans Kochen. Mit dem Kinderwagen, der Arbeitsmappe in der einen Hand und mit



einem mit Esswaren vollbepackten Rucksack auf dem Rücken steht er da und wartet darauf, dass sich Sophie rührt. Nichts geschieht. Stefan schwitzt, er fleht Sophie innerlich an. «Sophie, komm, setz dich ins Wägeli», versucht er es. Sophie hat sich inzwischen der Strasse zugewendet und macht keine Anstalten, in die Richtung zu gehen, in die Stefan zeigt. Fehlt nur noch, dass sie auf die Strasse hinausrennt. Stefan flucht leise vor sich hin. Irgendwo im Kopf melden sich die Schmerzen. Er berührt Sophies Arm und bückt sich zu ihr. «Sophie, nun komm schon.» Schliesslich hebt er sie auf seinen Arm, trotz der schweren Arbeitsmappe in der Rechten, trotz der guten Vorsätze, Sophie nicht zu tragen.

In dieser Nacht kann Stefan wieder nicht schlafen. Er hört das regelmässige Ein- und Ausatmen von Julia, die neben ihm liegt. Er wünscht sich, an ihrer Stelle zu sein.

Pause

Milena setzt sich zuhinterst auf den etwas erhöhten Sitz, der leicht schaukelt, wenn der Bus fährt. Es ist morgen und sie schaut aus dem Fenster, auf die Häuserreihen, an denen der Bus vorbeifährt. Sie denkt an Stefan und an Julia und an deren Stolz über ihre Tochter Sophie, über das Glück, für ein Kind da zu sein und ihm beim Wachsen zuschauen zu können. Der Bus hält, eine Frau bittet einen jungen Mann, ihr beim Einsteigen mit dem Kinderwagen zu helfen. Milena blickt das Kind an, das sie mit seinen Äuglein mustert.

Milena weiss nicht, ob ein Kind zumutbar ist für eine Frau wie sie, die in ihrer Arbeit aufgeht, die sich gerne mit sich selbst beschäftigt, die sich in Bücher vertiefen kann und auch mal einen Satz in ein Schreibheft setzt. Würde sie im Grossraumbüro der Redaktion ankommen, hätte sie drei Stunden Zeit, um den Artikel über das Theaterstück «Orlando» zu beenden. Abgabetermin 12 Uhr. Sie sieht Orlando auf der Bühne, der weder Mann noch Frau zu sein scheint, ein Mischwesen, langhaarig und bärtig zugleich, faszinierend zu betrachten, mal Macker, mal Weib. In Gedanken verfertigt sie den Artikel, der für die morgige Ausgabe geplant ist. Am Nachmittag hat sie einen Termin in einem Schulhaus. Die Klasse von Stefan schreibt einen Roman, bei dem ihr ein Autor behilflich ist. Sie hat die Fragen für die Interviews vorbereitet. Beim Hauptbahnhof steigt Milena aus und hilft der jungen Frau mit dem Kinderwagen. Das Kind lächelt sie dabei an und für einen Moment bleibt Milenas Blick gedankenverloren an diesem kleinen Gesichtchen hängen.

# Hase und Elefant

---

*Ursula Regez*

## **Gewichtiger Entschluss**

«Hör endlich auf mit deiner Rüsselschwenkereil!» Der Hase ist aufgebracht, obwohl er sich längst daran gewöhnt haben müsste, dass dem Elefanten das Rüsselschwenken beim Denken hilft. «Du schwenkst seit Stunden – hast du ein Problem?» Der Hase weiss, dass es unfair ist, den Elefanten während des Rüsselschwenkens zu stören, er weiss, dass er ihn möglicherweise in tiefe Verzweiflung stürzen wird. Aber dieses Wissen sitzt weit hinten in seinem Stoffhasenkopf. Vorne sitzt dicke, klebrige Langeweile. Sie beginnt sich auszudehnen, kriecht langsam dem Rückenmark entlang Richtung Steissbein und schickt lähmende Ausläufer in die kurzen Hasenarme. Nur ein richtiger Streit kann den Hasen jetzt noch retten. Ein Streit, bei dem das Hasenblut in Wallung kommt und kräftig gegen das Schleichen und Lähmen anströmt.

Mutig packt der Hase den Rüssel des immer noch schweigenden Elefanten.

Der Elefant ist zwar klein, aber unheimlich stark. Die ganze Kraft seiner Vorbilder steckt in seinem festen Stoffkörper, er schleudert den dreimal grösseren Hasen einfach weg. «Ich melde mich an», verkündet er, ohne auf das Stöhnen des Hasen einzugehen. So ein Satz vertreibt sofort jede Hasenlangeweile und auch die Schmerzen des Aufpralls werden ganz klein. «Anmelden, du meldest dich an? Jawoll, das ist eine gute Idee, ich melde mich auch an, wir machen beide mit. Das wird ein Erlebnis, eine wunderbare Erfahrung, eine Herausforderung erster Güte, ein unvergessliches Jahrhundertding – wofür melden wir uns eigentlich an? Doch nicht etwa – Fusspflege?»

«Nein Hase, nicht WIR melden uns an, ICH melde mich an», sagt der Elefant und wendet sich dem immer noch liegenden Hasen zu. Er sieht, wie die Enttäuschung dem Hasen beide Ohren nach unten knickt und seinen ganzen Körper erschlaffen lässt. Schnell ergänzt er: «Dafür kann man sich gar nicht gemeinsam anmelden.» Aber so leicht holt man den Hasen nicht aus seiner Enttäuschung. Ächzend steht er auf, betastet seine Hüfte, macht ein paar angedeutete Rumpfbewegungen und fragt dann, ohne den Elefanten anzuschauen: «Und wofür kannst du dich nicht mit mir zusammen anmelden?»

Umständlich verlagert der Elefant sein Gewicht vom rechten auf den linken Vorderfuss und sucht derweil nach Worten. «Ich denke schon länger darüber nach», beginnt er seine Antwort, da fällt ihm der Hase aufgebracht ins Wort: «Du denkst über alles länger nach, länger als lang. Ob du ein Schlammbad nehmen, indisch oder afrikanisch lernen oder den fehlenden Stosszahn ersetzen lassen sollst. Tagelang denkst du nach. Du schwenkst den Rüssel, summst vor dich hin und beachtest mich nicht. Ich könnte

erblinden, fliegen lernen oder an Langeweile zugrunde gehen – du würdest nichts merken. Sag jetzt einfach, wofür du dich anmelden willst!» Verlegen weist der Elefant mit dem Rüssel auf seinen Zahnstummel. «Ich will zum Zahnarzt.» «Dann mach das doch endlich!», brüllt der Hase und stampft aus dem Zimmer.

### **Zahngespräch**

«Erklär mir bitte, weshalb du über JEDE Kleinigkeit so lange nachdenkst.» Der Hase hat sich dicht vor dem Elefanten aufgebaut und schaut ihn aus seinen zwei verschiedenfarbigen Augen streng an. «Beim Zahnarzt anmelden – ich bitte dich! Das entscheidet man in zwei Minuten. Vielleicht schiebt man's dann noch ein bisschen vor sich her, weil man Angst hat, aber selbst das grösste Hasenherz sitzt auf dem Zahnarztstuhl, bevor du mit deiner Rüsselschwenkereifertig bist.»

«Ich habe tatsächlich Angst», sagt der Elefant, «aber nicht vor Schmerzen.» Er schiebt den Hasen etwas von sich weg. «Ich weiss einfach nicht, wie ich mich mit zwei Stosszähnen fühlen werde! Seit ich mich erinnern kann, habe ich nur einen. Schon oft wurde ich deswegen angesprochen, manche lachten mich aus oder nannten mich Ausschussware! Ich weiss, du hast nie etwas Böses gesagt, aber mich immer gedrängt, mir einen zweiten Zahn machen zu lassen. Muss ich denn unbedingt normal aussehen? Vielleicht bin ich dann gar nicht mehr ich selbst?»

Die Augen des Hasen sind gross geworden. «Solche Dinge gehen dir während der Rüsselschwenkereifertig durch den Kopf? Meine Güte! Für mich wärst du doch immer noch der Gleiche», versichert er dann. «Warum drängst du mich dann, einen zweiten Stosszahn machen zu lassen?» Der Hase plumpst überrascht auf seinen Hintern und legt die Stirn in Falten. «Ich dachte, du würdest dich besser fühlen. – Warum hast du dich eigentlich entschieden, es nun doch zu machen?» Der Elefant stupst ihn sanft mit seinem langen Stosszahn: «Ich dachte, DU würdest dich besser fühlen.»

### **Schwebefliegen**

«Ich verstehe nicht, warum Menschen allen Insekten wunderbare Namen geben und bei anderen Dingen so sparsam sind mit ihren Wörtern.» Es ist mitten in der Nacht. Der Hase plappert munter und der Elefant mag nicht wirklich aufwachen. Er brummt ein fragendes Hmmm, was dem Hasen als Stichwort genügt, um weiterzureden: «Nimm als Beispiel die Schwebefliegen. Du siehst sie vor dir, wie sie in der Luft schweben, fast stehen, nicht etwa flattern oder unruhig hin und her zischen. Die kahle Wespenschwebefliege, die blaue Breitbandschwebefliege oder die späte Frühlingsschwebefliege. Stell dir vor: Der Frühling hat begonnen, alles grünt, die Vögel kommen in Schwärmen aus dem warmen Süden zurück und dann, kurz bevor der Frühling dem Sommer das Feld überlässt, kommt auch die späte Frühlingsschwebefliege und gesellt sich zu den anderen. Diese bedauern, dass sie den wunderbaren Frühlingsanfang verpasst haben, sie aber sagt ganz

gelassen: «Ich konnte nicht früher.» Oh, und erst die Gemeine Schnauzenschwebefliege ... hörst du mir überhaupt zu?» «Ich höre den Schwebefliegenblues», murmelt der Elefant, «am Bass das Blaue Breitband, an der Gitarre Grosse Stirn und dazu die starke Stimme der gemeinen Schnauze ...»

«Eigentlich sollte man allen, wirklich allen Dingen solche Namen geben», fährt der Hase fort. «Man könnte die Häuser nach ihrem Aussehen benennen oder nach ihren Bewohnern. Wir zwei leben in einem grauhäutigen Betongrashaarhaus oder im Rüsselschwenkdenkgebäude oder in der Ideenhasenhöhle. Da wüsste doch jeder sofort, welches Haus gemeint ist. Wahrscheinlich sind die Menschen zu faul oder zu phantasielos für solche Namen. Sie geben den Häusern lieber Nummern, das fällt ihnen leichter. He, schläfst du, du atmest so laut?» «Nein, mein zweifarbäugiger Streifenhosenhase, aber direkt vor mir schwebt eine Süstraumelefantenfliege ... sie will ... ich muss ...»

## **Timbuktu**

«Timbuktu. Tim-buk-tu ... Irgendwo da draussen liegt es ...», sagt der Hase sehnsüchtig. Dann seufzt er mehrmals schwer, ein deutliches Signal für den Elefanten nachzufragen, was es denn mit Timbuktu auf sich habe. «Timbuktu ist eine Wüstenstadt, die nur nach langer, beschwerlicher Reise auf dem Kamelrücken zu erreichen ist», erklärt ihm der Hase. «Sie taucht am Horizont auf, wenn du schon lange nicht mehr an ein Ankommen glaubst, wenn du dich damit abgefunden hast, für immer im Wie-ge-schritt der Tram-pel-tie-re durch die Wüste zu schaukeln, tschäbädadäm, tschäbädadäm, tschäbädadäm, tschäbädadäm, und irgendwann zu verdursten oder zu verglühen. Deine Gedanken lösen sich mit jedem tschäbädadäm mehr von dir, sie sinken hinter dir in den Sand und bleiben dort verloren liegen.

Plötzlich erkennt dein staubverklebtes Auge am Horizont eine neue Form, die weiche Krümmung der Dünen wird unterbrochen, es steigen Mauern auf und Kuppeldächer, alles aus Lehm, alles sandfarben. Wenn du näher kommst, siehst du hohe Dattelpalmen, und wenn du dort bist, können sich deine Augen nicht sattsehen an den farbigen Stoffen der Kleider und am geschäftigen Treiben auf den Strassen. Es riecht nach Kardamom, Kameldung und Pfefferminze, die Frauen trillern, der Mullah schreit das Abendgebet von der Brüstung des Minarets und du ...» Der Elefant unterbricht ihn: «Woher weisst du das alles, du warst doch gar nie da?» «Ja eben», entgegnet der Hase leise und schweigt dann ganz, ganz lange. Der Elefant schweigt mit. Und schwenkt seinen Rüssel.

# *Ein Loch bis zum Himmel*

---

*Bea Hänggi*

Eine Familie am Strand. Der Vater mit der Kamera in der Hand. Wie kann er es festhalten sonst? Diese Schönheit. So schön wie ein fliegender Vogel, eine Goldstickerei, eine Stechpalmenbeere.

Im Hintergrund zieht die Rauchwolke des Dampfers eine gebrochene Linie in den Himmel. Drei Vögel singen dazu ein Lied. Ein Waldlied.

Tuick tick tick

Titis titsi

Wuit wuit kurrük

Eine Frau, ein Mann und ein Kind am Strand. Wie in ein Tischtuch gestickt.

Das Meer eine diagonal gelegte Fläche.

Ein Familienbild aus einer Illustrierten. Mit der Schere eine saubere Kontur um die Familie herum geschnitten und ins Heft geklebt.

Das Kind ist ein Einzelkind. Ein geliebtes Kind. Ein beschenktes Kind.

Das Meer eine schmale, blaue Fläche, die sanft die Helmspitze eines Offiziers berührt. Auch St. Nikolaus trägt eine Uniform. Jedes Jahr holt er sie aus dem Schrank, schenkt sich einen Tee ein bevor er losgeht, um den Kindern ihre Geschenke zu bringen.

Auf dem Kampfplatz würde man ihn wegen seiner Uniform auslachen.

Der St. Nikolaus aus England trinkt gerne Tee. Aus einer Kanne, aus der auch ein Geist kommen könnte.

Aladin.

Aladijin.

Kind! Hast du dir eine Trompete gewünscht? Oder einen Papagei? Papageien sind auf der ganzen Welt farbig, glaubst du nicht?

Der Papagei heisst Aladijin.

Ich heisse Aladijin, ich heisse Aladijin, Aladijin.

Das Kind denkt sich eine goldene Wolke.

Aufgeklebt sind Wolken zählbar. Eins, zwei, drei. Eine Beinahewolke, eine feste Wolke, eine stehende Wolke. Wolken können aufreissen.

Dabei bildet sich ein Zwischenraum. Ist dieser Zwischenraum schon ein Loch? Wie tief sind Löcher am Himmel? Und wie weit fliegen Wünsche? Fliegen Wünsche durch dieses Loch bis zum Himmel?

Jedes Jahr steckt das Kind seine Wünsche in die Teekanne des St. Nikolaus. Wenn er daraus eine Tasse Kaffee trinkt, kann er im Satz lesen, was das Kind sich wünscht.

To make sure of obtaining, delay the purchases for Christmas.

Aladins Wunderlampe ist golden. Wie die Glocke, die Trompete und die Trommel auf dem Geschenkpapier. Manchmal darf das Kind Weihnachtsetiketten in sein Heft kleben. Dann fährt es solange über die Instrumente, bis der Goldstaub an seinen Fingern hängen bleibt.

Das Kind ist ein Einzelkind. Es wünscht sich Geschwister.  
Am liebsten Zwillinge, Drillinge oder Vierlinge.

Die ganze Familie am Strand.  
Auf der Oberfläche der Dinge liegt eine feine Patina. Die Farbe alter Leinenhemden.  
Die Mutter wünscht sich mehr Ozean. Mehr Blau und Wolken.  
Der Vater mit der Kamera in der Hand. Wie kann er es festhalten sonst?  
Da. Risse und lichte Stellen im sandfarbenen Zwischenraum. Ein Haar. Am Himmel eine Rauchwolke.  
Das Kind zeigt mit dem Finger in die Zukunft. Auf das Segelboot, das mit zerrissenen Segeln segelt. Am Schiffsbauch hängt ein blauer Fleck.  
Ist das das Meer?

Das Kind möchte weg von hier. Weg, Weg.  
Am liebsten in der Dunkelheit.  
Mit dem Bus, dem Fahrrad, der Kutsche, dem Flugzeug, der Eisenbahn oder mit richtigen Schuhen.  
Boots are made for walking.  
Das Kind wünscht sich rote Schuhe. Wie Alice im Wunderland. Wenn Alice die Fersen ihrer roten Schuhe aneinanderschlägt, wird sie entweder ganz klein oder ganz gross und steht an einem anderen Ort. Das Kind möchte schon gross sein. Oder Alices Schuhe besitzen.  
Die Uniformen des St. Nikolaus und die der Wächter vor dem Tor des St. James Palace sind auch rot. Auch die Schwanzfedern Aladins und die Kordel der Trompete. Und die Ziegel auf dem Dach von Schneewittchens Haus. Die Wolken dahinter sind golden. Die Wolken sind golden, wenn etwas Schönes geschieht. Wenn ein König seine Königin heiratet.  
In England heiratet der König die Königin in einem Auto und schenkt ihr zur Hochzeit weisse Schafe und Schwäne. Die Schwäne wissen nichts davon. Anmutig und weiss schaukeln sie auf der Wasseroberfläche und lassen sich von der Königin füttern.

Schafe sehen manchmal aus wie Wolken. Man sieht dann die Landschaft auf dem Kopf. Am Himmel kleben flauschige Kugeln, die sich eng aneinanderdrängen. Schafswolken.

Das Kind in seinem Zimmer klebt ein Gedicht in sein Heft.

Sheep, love, cheer!  
Smiles are cheap tho' smiles are dear,  
smiles the darkest day will cheer,  
smiles will make a happy year.  
Cheer, child, cheer!

Lache Kind! Rufen die Kinder des Winds, die im Kamin wohnen.  
Wenn es draussen dunkel ist, sprechen sie zum Kind. Erzählen ihm von der Zukunft. The children of the wind heulen oder murmeln. Sie sprechen scharrend oder klopfen mit einem kleinen Gegenstand an die Wände des Kamins, so dass ein dumpfes, hohles Geräusch entsteht. Sie singen, kichern, stöhnen, tuscheln.

Wenn das Kind Angst hat, denkt es an Schmetterlinge. Dinge, die das Kind fürchtet, umkreist es in seinem Heft mit Schmetterlingen aus Papier. Spinnen zum Beispiel. Vogelspinnen und Flugzeugspinnen. Vor den Hakenkreuzspinnen fürchtet sich das Kind am meisten. Schmetterlinge lassen sich manchmal von Spinnen fangen, wenn sie in ihre Netze fliegen. Im Krieg spinnen Flugzeuge Netze an den Himmel, in denen sie sich verfangen und dann kopflos herunterfallen.

Mit der Schere schneidet das Kind Kriegsflugzeuge und -schiffe aus der Zeitung. Wenn es alle ausgeschnitten hat, dann hört der Krieg auf.

Schiffetzen, Segelrisse, Wellenstreifen, Flügelschnitte.  
Ausschneiden, wegschneiden, fortreißen.  
Das Kind klebt die Bilder seitenverkehrt oder auf dem Kopf in sein Heft.

Papageien sind auf der ganzen Welt farbig.  
Krähen dunkelschwarz.  
Tragen Vögel Uniformen?  
Wuit kurruk  
Kurruk

Für jeden heruntergefallenen, kopflosen Vogel zeichnet das Kind mit dem Bleistift Linienkringel in sein Heft.

Rauchwolkenkringel,  
Staubwolkenkringel,  
Wolkenknotenkringel.

Aus den Köpfen der Männer vor den Toren des St. James Palace wachsen schwarze Wolken. Die Gedanken der Wächter sind so dunkelschwarz, dass ihr Wolkengewicht schwer auf ihren Augenlidern liegt. Sie lachen nie und winken dem Kind nie zu, wenn es an ihnen vorbeigeht.  
Das Kind winkt den Wächtern immer zu. So dass sie seine Handinnenfläche sehen können. In den Falten seiner Hände ist sein Leben eingezeichnet. Und zwischen seinen Händen wohnt eine kleine Bittspinne.  
Das Kind hat Netze zwischen den Fingern, Netze in den Handfalten und ein Bittnetz im Kopf. Es bittet, dass die schwarzen Wolken aus den Köpfen der Wächter bald abziehen.

Die Mutter, der Vater und das Kind am Strand. Das Kind muss in die Zukunft zeigen.  
Das ist eine schwierige Aufgabe für ein Kind. Es wünscht sich Geschwister. Am liebsten Zwillinge, Drillinge oder Vierlinge, damit es nicht alleine in die Zukunft gehen muss.



Die ganze Familie am Meer. Im Hintergrund die Rauchwolke eine dunkelschwarze Fläche. Sandfarbener Grund. Die Farbe alter Leinenhemden. Falten und Risse an den Rändern. Der Goldstaub weggetragen vom Wind. Aus der Ferne hört man Glocken, Trommeln, Trompeten. Trommeln und Trompeten. Glocken und Sirenen.



Bild: Bea Hanggi



# *Spätes Wiedersehen*

---

*Dorothee Plancherel*

Amy 42  
Ela 20 Amys Tochter  
Philipp 60

Amy

Ich habe es ihm gesagt.

Wenn man sich dort trifft, weiss man was los ist. Entweder ist man abgemagert wie ich oder aufgedunsen von den Medikamenten. Wie er. Ich bin auf ihn zugegangen, Philipp, wie lange haben wir uns nicht gesehen, habe ich gesagt.

Philipp

Ich habe sie sofort erkannt. Und jetzt sehe ich sie die ganze Zeit vor mir und die Bilder legen sich übereinander. Wie ein verletztes Tier hatte sie sich damals an mich geschmiegt. Und jetzt das, ich habe mich setzen müssen. Und sie ist verschwunden zum Untersuch.

Ela

Ich will nicht, dass sie stirbt. Lebe dein Leben, hat sie gesagt, kümmere dich nicht um mich. Wie soll ich mich nicht um sie kümmern? Seit er tot ist, ist das Leben zusammen gebrochen. Wir sind aus dem Nest gefallen, Mama und ich. Am Liebsten würde ich nicht mehr nach Hause gehen. Wie schnell sich alles ändern kann. Wenn ich nach Hause komme, setze ich mich zu ihr und sage

Wie geht es Dir?

Amy

Wie schnell sich alles ändern kann.

Ela

Hast du Schmerzen?

Amy

Die Schmerzen sind in der Seele drin.

Amy am Telefon

Philipp? Ich bin's, Amy. K ist gekommen nach diesem Abend, du weißt schon, nach einer Woche ist er gekommen ... wir sind zusammen geblieben. Jetzt ist er tot. Das weißt du doch, dass er tot ist? Wir ... sollten reden, Philipp. Ela muss es wissen bevor ...

Philipp am Telefon

... bevor ich sterbe ...

Amy

... oder ich ...

Ich bin operiert worden, Chemo, Bestrahlungen, alles. Es geht mir besser, ich arbeite. Philipp? Und du?

Philipp

Ich auch, ja, das ganze Brimborium, es ist mir wieder gut gegangen, aber jetzt ... ich weiss nicht, ich habe mich zurück gezogen von allem, ich schreibe, das ist mein letztes Buch, Amy, ich muss es zu Ende bringen. Und jetzt kommst du, es ist wie eine Abrechnung.

Ich erinnere mich an alles, Amy, an diese Nacht ... ich komme morgen.

Amy

Ich muss das hinter mich bringen. Ich bin mit ihm gegangen an jenem Abend, vielleicht hätte ich das nicht tun sollen, ich habe nicht darüber gesprochen. Mit niemandem. K hat nie über jenen Abend gesprochen, auch nicht über seine Frau. Und die Kinder hat er nicht hierher genommen in unsere Wohnung. Er ist mit ihnen irgendwohin gegangen, ins Museum, in die Parks, zum Schlittschuhlaufen. Und in den Sommerferien ans Meer. Ich bin nie dabei gewesen. Und Ela auch nicht. Geredet hat er nicht darüber. Wir haben unser Leben gehabt zusammen, vielleicht bin ich glücklich gewesen.

Ela

Ich kaufe ein und koche und meine Mutter stochert im Teller rum. Es ist ein Gespensterhaus und ich bin froh, wenn ich hier weg kann.

Wenn das Telefon klingelt, frage ich, ob ich rangehen soll.

Amy

Das erledigt sich von selbst.

Ela

Mama hat sich eingeeigelt. Sie ist mit sich selbst beschäftigt. Mit der Krankheit und mit dem Buch. Sie sitzt da mit roten Wangen.

Amy

An jenem Abend nach dem Essen mit all den Leuten hat K's Frau die Kinder zu Bett gebracht und ist wieder nach unten gekommen, sehr schön ist sie gewesen und ich habe gleich gemerkt, dass da etwas falsch gelaufen ist. Sie hat gesagt, K, es ist genug, ich gehe, hat sie gesagt und sie ist gegangen. K hat mich nicht mehr angeschaut, er hat den Kopf in den Händen vergraben und gesagt, das war's dann wohl und dann ist er aus dem Zimmer gegangen. Ich gehöre da nicht hin, habe ich gedacht, was tue ich hier, ist das jetzt meine Schuld. Ich habe meine Tasche genommen und bin aus dem Haus gegangen. Meine Beine haben gezittert. Philipp hat den Arm um mich gelegt und komm, ich bringe dich nach Hause, gesagt. Unterwegs im Auto hat er angehalten und mich in die Arme genommen, ganz sanft, du sollst jetzt nicht alleine sein, hat er gesagt, ich bin mit ihm gegangen. Ich habe mich nehmen lassen, es ist das erste Mal gewesen, das erste Mal überhaupt, wie betäubt bin ich gewesen, K ist Philipp und Philipp ist K geworden, die Lust ist so gross gewesen wie der Schmerz. Wie wenn ich mich aufgelöst hätte,

ich habe nicht ja gesagt und nicht nein gesagt. Wie eine Welle bin ich gewesen, immer weiter, das Meer hat keinen Namen, irgendeinmal überschlägt es sie, es zischt und kracht, und sie zerbricht.

Das Leben ist, wie es ist. Wenn K nicht gekommen wäre eine Woche später, wenn er mich nicht mitgenommen hätte nach Florenz, wäre ich mit Philipp gegangen. Ich habe das so genommen, wie es gekommen ist, wie wenn ich ausgelost worden wäre vom Schicksal. Ich brauche etwas Zeit, hat Philipp gesagt am Morgen nach dieser Nacht. K ist ihm zuvor gekommen. Die beiden haben sich übereinander gelegt, vor allem nachts, wenn ich nicht schlafen konnte. Ich habe mich nach beiden gesehnt, das ist lange so gegangen, auch das Kind hat mich nicht davon befreit. Das Leben fällt einem zu, es gibt keine Freiheit.

Philipp

K ist mir zuvor gekommen. Er hat sie neben sich gesetzt an jenem Abend, hat ihr ins Ohr geflüstert, seine Frau hat zugeschaut. Sie ist dann nach oben gegangen, hat die Kinder zu Bett gebracht und ist wieder gekommen und hat sich vor K gestellt, K, hat sie gesagt, ich gehe.

Und wir sind auch gegangen, einer nach dem andern ist gegangen, ohne ein Wort zu sagen. Amy ist vor der Türe gestanden, einfach da gestanden, komm, habe ich gesagt, ich bringe dich nach Hause. Das hätte ich tun sollen, vielleicht, sie nach Hause bringen. Aber ich habe sie zu mir genommen, ich habe die Arme um sie gelegt, ich habe sie getröstet, sie war wie ein verletztes Tier. Sie hat sich an mich geschmiegt und so ist es gekommen, danach hat sie noch mehr geweint. Später habe ich gehört, dass sie mit K nach Florenz gegangen ist. Ich habe mich bei ihr melden wollen, das ist anders gewesen mit der Amy, ich habe geflattert und bin durch die Strassen gelaufen, ich habe mein Leben umkrepeln wollen und ich habe nichts anderes mehr im Kopf gehabt als Amy. Eine Woche bin ich so rum gelaufen im Kreuzverhör mit mir selber. Ich bin zu ihr gegangen und da war sie nicht mehr da.

Amy

Bereuen? Das kenne ich nicht. Ich bin Ks Managerin gewesen und seine Muse, ich habe ihn beraten, ich habe ihm seine Lieblingsspeisen gekocht und ich habe ihm den Weg frei geschaufelt zum Erfolg. Ich bin nachts neben ihm gelegen, ich habe seine Manuskripte gelesen, durchforstet und ihm neue Wendungen und Wörter angeboten, ich habe seine Hemden aus der Wäscherei geholt und die Leute eingeladen, die er manchmal um sich haben wollte. Philipp ist nie dabei gewesen, er ist nach Paris gegangen. Wir haben uns nicht belogen, Schweigen ist keine Lüge.

Philipp

Ich habe viele Frauen geliebt, jetzt ist das vorbei, ich schreibe weiter und weiter, wie in Trance, ich schreibe gegen das Sterben. Ich habe sie sofort erkannt im Krankenhaus. Erbärmlich hat sie ausgesehen, die schöne Amy. Und jetzt sagt sie mir, was ich vor 20 Jahren hätte wissen müssen, das hätte mein Leben verändert. Es ist zu spät.

Amy

Nach K's Tod habe ich mich aufgerappelt und habe eingewilligt, sein letztes Manuskript zu überarbeiten. Vorher möchte ich nicht sterben, bevor ich

dieses Buch nicht herausgegeben habe, nur ich kann das, ich habe ihn durch und durch gekannt. Ich möchte nicht sterben, ich sterbe nicht, das tue ich Ela nicht an und mir auch nicht. Einmal muss Schluss sein mit dem Grauen und mit der Angst. Sie haben das gut überstanden, hat der Arzt gesagt, geben sie die Hoffnung nicht auf, verstehen sie, wenn man die Hoffnung aufgibt, kämpft man nicht mehr, das sehen wir immer wieder, dann macht der Krebs mit einem, was er will.

Ela

Ich war süchtig nach Papas Geschichten. Sie sind immer verschlungener geworden, sie haben nie ein Ende gehabt, gingen immer weiter, vom Kater Basilikum, der seinen Schwanz verloren hat und dem sein Meister jeden Tag einen frischen Basilikumstrauss an den Stummel gebunden hat, damit er die Insekten verscheuchen konnte, aus dem Basilikum wurde ein Windrädchen, das ihm die Richtung zu den Mäusen zeigte, die seine Freunde wurden und manchmal doch vom Kater gefressen worden sind aus Versehen, weil er betrunken gewesen war, die Geschichten sind immer weiter gegangen. Und als der Kater geweint hat, weil er sich geschämt hat vor den Katzen, die sich über ihn mokiert haben wegen dem Basilikumschwanz, ist die Hexe gekommen, die hat den Zauberer vorbeigeschickt. Der hat ihm einen neuen Schwanz gezaubert, einen Rattenschwanz, dann einen Pferdeschwanz und im dritten Anlauf einen Eichhörnchenschwanz. Damit hat sich der Kater zufrieden geben müssen

Amy

K, ich muss dir etwas sagen, habe ich gesagt und gewartet bis mich K angeschaut hat. Ich bin schwanger, habe ich gesagt. Seine Augen sind Schlitze geworden und sein Mund auch. Das habe ich nicht gewollt, hat er gesagt, mein Gott, Amy, hat er gesagt, ich habe schon eine Familie, das darf doch nicht wahr sein. Dann ist er gegangen und ist zwei Tage nicht mehr zurückgekommen. Das ist das erste Mal gewesen, dass er weggeblieben ist. Wenn du das Kind willst, kann ich damit leben, hat er dann gesagt und er ist zärtlich gewesen wie immer. Er hat das Kind gehätschelt und verwöhnt, sie haben sich gut verstanden, Ela und er, sie haben sich gegenseitig in Schutz genommen. Sie haben Geheimnisse gehabt zusammen. Ich bin froh, dass das so gewesen ist. Gut, dass das uns passiert ist mit der Ela, hat K gesagt, und ich habe ihm zugestimmt.

Philipp

K hat schon zwei Kinder gehabt mit Jane, nach seinem ersten Buch hat er eine Professur bekommen, da waren wir noch jung, er hat Erfolg gehabt und Geld. Dass er noch ein Kind gehabt hat mit Amy, das hat mich gewundert, dass der K noch ein Kind gewollt hat.

Das ist das letzte dieser Essen gewesen in K's Haus, K hat sich darin gesonnt, wenn alle an seinen Lippen gehangen sind, Studentinnen, Freunde, Künstler. K und ich sind Freunde gewesen, wir haben gewetteifert mit- und gegeneinander. Keiner konnte wie K die Menschen beschreiben und imitieren und als er seinen ersten Roman veröffentlicht hat, ist er berühmt geworden auf einen Schlag, er hat mich überholt, er hat den Nerv getroffen, die Leser zum Vibrieren gebracht. K ist zu dem Menschen geworden, den er beschrieben hat. Und ich analysiere die Zustände. Das bringt einem keinen

Ruhm ein. Er hat alles gehabt und dann auch noch Amy. Wir haben uns aus den Augen verloren nach dieser Geschichte. Ich habe in Paris gelebt und bin krank zurückgekommen. Das ganze Brimborium, Operieren, Bestrahlen, Chemo und keine Frauen mehr. Ich schreibe in die Vergangenheit hinein. Ich hätte die Amy schütteln können als sie mir das gesagt hat in der Klinik.

Amy

Bei K's Beerdigung haben sie sich zum ersten Mal gesehen, Ela und die beiden Kinder von K.

Seither treffen sie sich die ganze Zeit, das berührt mich peinlich.

Ela

Als ich älter geworden bin, haben sich die Geschichten verändert und Papa hat angefangen Fragen zu stellen. Was denkt jetzt diese Frau, was macht der und irgendwann habe ich gemerkt, dass er über mich erzählt hat. Wie ich in eine Zirkusschule gekommen bin und auf einem Bein getanzt habe.

Manchmal, vielleicht die meiste Zeit, ist Papa abwesend gewesen. Wir müssen ihn in Ruhe lassen, hat Mama gesagt, er schreibt. Er hat mich nie mitgenommen, wenn er zu Geza und Beni gegangen ist. Mama ist erfinderisch gewesen und hat mich abgelenkt, aber natürlich hat er mir gefehlt und die Geschichten erst recht.

Ich habe dann angefangen zu tanzen, auf einem Bein und auf zwei Beinen. Seit er tot ist, tanze ich in den Schmerz hinein. Du darfst nicht aufhören, haben sie gesagt an der Akademie, hörst du, tanze weiter mit dem Schmerz. Was hätte ich machen sollen? Der Tanz ist mein Leben und jetzt sagen sie, so gut warst du noch nie.

Amy

K ist Philipp gewesen und Philipp ist K gewesen. Ich habe keinen Unterschied gemacht

Ich habe nie versucht, das zu verstehen. K ist gekommen und ich bin mit ihm gegangen, ich habe mit K gelebt und ich habe mit Philipp gelebt.

Ela

Dass Papa uns nicht zusammengebracht hat, das verstehen wir nicht. Das einzig Gute an seinem Tod ist, dass ich Geza und Beni jetzt kenne. Wir sitzen zusammen und reden über uns und unseren Vater und die Mütter, wir heulen und lachen. Deine Mutter ist schuld, dass K uns verlassen hat, hat Geza gesagt und ich habe gesagt, kann sein, aber dafür gibt es mich und wir haben gelacht. Sie wollen mich in Amsterdam besuchen, du kannst jetzt nicht einfach abhauen, haben sie gesagt.

Amy

Ela? Bist du hier?

Ela

Bin ich zu spät?

Amy

Ich möchte, dass du ihn kennen lernst.

Ela

Heute hat sie gesagt, dass uns Philipp besuchen wird, man kennt seinen Namen, ein Schriftsteller. Ich habe nicht gewusst, dass er ein alter Freund meines Vaters ist, sie hat nie über ihn geredet und Papa auch nicht. Sie hat ihn im Krankenhaus getroffen. Ich tue ihr diesen Gefallen.

Ich habe ja schon den Vertrag mit Amsterdam, die holen mich, ich habe keine Sekunde überlegt. Nach Amsterdam zu kommen direkt von der Ausbildung weg, das ist das beste Sprungbrett. Das überlegt sich keiner, das ist das Beste, was dir passieren kann.

Amy

Wie wunderbar für dich. Das ist das Beste, was dir passieren konnte.

Ela

Ich habe Mama gedrängt, das Angebot des Verlags anzunehmen. Seit er tot ist, hat sie keine Aufgabe mehr, wo soll sie denn hin mit ihren Wörtern, er ist abhängig gewesen von ihr, er hat die Geschichten erfunden und sie hat ihm ausgeholfen mit präzisen Wendungen, sie hat sich der Details angenommen. Jetzt überarbeitet sie sein letztes Manuskript, ich bin froh, dass sie das tut. Seine Bücher sind unsere Lebensversicherung, um Geld brauchen wir uns nicht zu sorgen.

Amy

Warum schreibst du nicht selber ein Buch, hat sie mich einmal gefragt. Was hätte ich antworten sollen?

Ela

Ich bin froh, hier wegzukommen, weg aus diesem Haus. Papa ist überall hier. Mama schleicht herum und wenn sie nicht über dem Manuskript sitzt, liegt sie auf dem Sofa mit geschlossenen Augen. Sieht aus wie tot. Und ich schaue, ob der Brustkasten sich bewegt, ob sie atmet, mir bleibt das Herz stehen, wenn ich sie so sehe.

Amy

Es ist alles lange her, 20 Jahre.

Ela

Ich werde da sein.

Philipp

Ich ertappe mich dabei, wie ich mit K rede. Weißt du noch, wie wir die Nächte durch gemacht haben und geredet haben und uns ereifert haben über das, was wir schreiben wollten, du bist der einzige Freund, hast du mir gesagt. Wir haben zusammen gesoffen, einmal haben wir die Daumen geritzt mit einem Messer bis es geblutet hat und sie aufeinander gelegt, Blutsbrüderschaft, Freundschaft, auf immer und ewig. Es ist dann anders geworden nachdem dein erstes Buch herausgekommen ist, da warst du überall gefragt, wir haben uns immer weniger gesehen und du hast Jane geheiratet und die Kinder sind gekommen. Wenn du die Leute um dich geschart hast in deinem Haus, sind sie alle an deinen Lippen gehangen und du bist der König gewesen und ich habe mir kaum das Taxi leisten können für die Rückfahrt.

Amy

Philipp! Da bist du! Setz dich. Was willst du trinken?

Philipp

Whisky, gib mir einen Whisky.

Amy

Jetzt ist er da. Er sieht verdammt schlecht aus. Eine Nacht haben wir zusammen verbracht, eine Nacht! Und über die anderen Nächte weiss er nichts, in denen er zu K geworden ist, oder K zu Philipp, davon weiss er nichts. Und K hat auch nichts gewusst. Darüber redet man nicht. K hat immer gesagt, du bist so nah und so fremd, Amy, so nah und so fremd, wo bist du, Amy, hat er gefragt. Das habe ich hören müssen und ich habe nicht geantwortet.

Philipp

Dass sie mit K weggegangen ist, habe ich nicht verstehen können, nie ist es mit einer Frau so gewesen wie mit Amy in dieser Nacht. Was hätte ich tun sollen? K hat gewonnen. Ich bin nach Paris gegangen. Ich habe geschrieben und ich habe gelebt. Als Schriftsteller hat man keinen Ruf zu verlieren so lange die Bücher gelesen und besprochen werden. Man hat mich einen Verführer genannt oder einen Frauenheld und jetzt nennt man mich einen kranken alternden Schriftsteller, was weiss man denn schon? Die Obsession des Schriftstellers, ha, darüber mache ich mir keine Gedanken. Und jetzt ist alles anders.

Amy

Ela kommt gleich.

Philipp

Ich erfahre das jetzt, Amy, jetzt, wo alles zu spät ist.

Amy

Wir leben noch.

Philipp

Vor 20 Jahren hätte ich es wissen müssen. Das Schreiben macht keinen Sinn mehr.

Amy

Ich bereue nichts.

Philipp

Sie hat die ganzen Jahre so gelebt, mit dieser Lüge. K hat nichts gewusst. Er hat alles gehabt. Und ich habe verloren. Sie sieht müde aus und krank, aber sie ist noch da, ich sehe sie noch, die Amy, die ich mitgenommen habe in jener Nacht.

Amy

Wie ...?

Philipp

Jedes Härchen an ihrem Körper hat mich elektrisiert. Ich habe sie nicht aus dem Kopf gebracht. K ist mir zuvor gekommen.

Ela

Setz dich, hat sie gesagt und hat mich angestarrt. Jetzt kommt was, habe ich gedacht, ein schlechter Bescheid aus der Klinik und Philipp hat sie angeschaut mit dem Whiskyglas in der Hand. Sie hat sich geschminkt und zurecht gemacht, wie früher als Papa noch gelebt hat. Habe ich Papa gesagt?

Philipp

Ich bin da gestanden mit dem Whiskyglas in der Hand, ich habe mir das Trinken abgewöhnt, es verträgt sich nicht mit den Medikamenten, ich bin schon fast betrunken gewesen, das ist die Ela, habe ich gedacht, K's Kind. Schön und fremd, sie ist Tänzerin geworden. Ich habe mich setzen müssen, was tue ich hier in K's Wohnung, habe ich gedacht, muss ich irgendetwas fühlen, habe ich mich gefragt. Ausser der Wut, die ich mit dem Whisky runter gespült habe.

Sag es ihr.

Amy

Philipp ist dein Vater.

Ela

Sie muss durchgeknallt sein, habe ich gedacht.

Aber Mama ...

Amy

Philipp ist dein Vater.

Ich habe es gesagt. Ela hat Philipp angeschaut, sie muss die Aehnlichkeit gesehen haben, und Philipp hat Ela angeschaut. Ganz still sind sie da gestanden, totenstill und keiner hat geatmet.

Und dann ist Ela aus dem Zimmer gegangen. Philipp ist immer weiter da gestanden und hat auf den Teppich gestarrt. Ich bin rausgegangen zu Ela. Sie hat nicht mit mir geredet. Kein Wort hat sie gesagt.

Philipp

Ich habe mich hingelegt auf dem Sofa. Als ich aufgewacht bin, ist Ela vor mir gestanden und hat mich angeschaut. Wo bin ich, habe ich gedacht, ich bin aus dem Traum gefallen.

Ela

Er hat auf dem Sofa gelegen und geschlafen. Ich habe ihn angeschaut. Verdammst, habe ich gedacht, wer ist das? Ist sie denn verrückt geworden?

Amy

Ich habe ihr alles sagen wollen, wie das gewesen ist mit K und mit Philipp.



Ela  
Das interessiert mich nicht.

Ela  
Ich tue so als ob ich nichts wüsste. Ich habe Geza und Beni nichts gesagt, du bist so komisch, was ist denn los, haben sie gefragt. Ich habe mich heraus geredet, dass mir der Abschied schwer fällt.

Amy  
Jetzt bleibe ich allein zurück. Allein mit Philipp. Es macht mir nichts aus, dass er hier ist. Es ist richtig so. Ich habe ihm K's Sachen gegeben, Wäsche, Hemden, Hosen.

Ich kann nicht mehr schreiben, hat er gesagt, es hat keinen Sinn mehr.

Philipp liegt auf dem Sofa. Ich habe seine Medikamente besorgt und ich schaue zu, wie er sich Morphium spritzt.

Philipp  
Wenn ich es nicht mehr selber tun kann, muss sie es tun.

Hörst du, Amy?

Amy  
Ich werde es tun, ja.

Philipp  
Sie könnte mich in das Krankenhaus bringen lassen. Bleibe hier, hat sie gesagt. Sie sitzt über dem Manuskript oder liegt auf dem anderen Sofa. Was soll ich sagen? In meinem Kopf legt sich alles übereinander. Ich möchte zurück an den Anfang. K hat hier nichts zu suchen. Ich liege in seinen Kleidern und decke mich mit seiner Decke zu.

Ela  
Ich bin meistens weg. Philipp hat mit mir reden wollen über damals, er hat immer weiter ausgeholt, wirres Zeug, er hat über Papa geredet, er hat mein Leben zerstört, hat Philipp gesagt. Dann hat er erzählt, dass er in einem See fast ertrunken wäre und dann hat er geweint.

Amy  
Er hat das Morphim nicht mehr selber spritzen können, er hat geschrien vor Schmerzen und ich habe es ihm gespritzt. Dann habe ich mich hingelegt und muss eingeschlafen sein.

Ela  
Mama!

Ich habe es gleich gesehen. Er hat nicht mehr geatmet.

# *Puppengrammatik oder Die andere Seite der Heimat*

---

*Eva Halter-Arend*

Nach dem Tod ihrer Mutter 2010 erbt Anna in Prag an der Náplavní-Strasse ein Haus. Als sie sich dort als die neue Besitzerin vorstellt, überreicht ihr die Mieterin der Wohnung fünftes Stockwerk rechts eine Papiertragtasche mit einer Puppe darin. Die alte Frau sagt, ihre Mutter habe ihr diese Puppe 1946 gegeben. Sie wiederum habe sie von der Cousine von Annas Mutter bekommen, von Gertruda Karatschunová, damals, 1941.

Wir bestimmen die Wortarten. Zuerst die Nomen: Tod, Mutter, Anna, Prag, Náplavní-Strasse, Haus, Besitzerin, Mieterin, Wohnung, Stockwerk, Papiertragtasche, Puppe, Frau, Cousine, Gertruda Karatschunová.

Nicht alle Nomen kann man berühren. Auch Eigennamen sind Nomen.

«Aničko», sagt eines Tages die Mutter, «ich muss dir etwas erzählen.» «Ja, jaa!» Und klein Anna drängt sich an die Mutter, die ausnahmsweise Zeit hat und die eine gute Erzählerin ist. «Vom verlorenen Küken?», fragt Anna, denn das ist ihr Märchen. Alles versteht Anna so gut, den Mut des Kükens, seine Neugierde auf die Welt, seine Unvorsichtigkeit ... Wie schnell verliert so ein Küken den Weg! Auf einmal ist das Stoppelfeld da und einfach kein Weg mehr. «Was wird das arme Hühnchen machen?», fragt Anna jedes Mal beim Stoppelfeld und jedes Mal führt Mutter ohne Verzögerung, aber auch ohne Eile das Küken heim. Denn der freundliche Wind und die wärmende Sonne sind dann immer zur Stelle und sagen dem Küken, es sei ja nur hinter der Scheunentür, einfach nur auf der anderen Seite der Heimat, einen winzigen, aber entscheidenden Schritt von zu Hause weg.

Nun bestimmen wir die Adjektive: neu, alt, die neue Besitzerin, die alte Frau; nur zwei; wenig zu schmücken.

Aber Mutter sagt: «Nein, nicht vom verlorenen Küken ...», und macht die quietschende Tür des Mahagoni-Schranks in der guten Stube auf. Hinter der zusammengelegten Bettwäsche holt sie eine grosse Schachtel mit Fotos hervor. Anna sitzt kerzengerade auf der Bettkante und lässt sie nicht aus den Augen. «Von der Ameise Ferdinand?» Mutter antwortet nicht, wühlt in der grossen Schachtel und holt schliesslich ein Foto aus dem Haufen hervor: «Das bin ich mit meinem tatínek auf dem Wenzelsplatz.» «Auf dem Wenzelsplatz gibt es eine Milchbar», sagt Anna, denn dort war sie mit ihrem tatínek schon oft. «Das bin ich mit maminka und Tante Aninka in der Konditorei «Berger.» «Was wolltest du mir erzählen?», fragt Anna, aber Mutter hört sie nicht, sie wühlt, murmelt, wühlt. Ein Foto nach dem anderen wechselt die Seite vom Noch-nicht-gesehen- zum Gesehen-Haufen. «Das ist Tischa, mein Cousin, eigentlich hiess er Fritz. Ilse Ackermann, die nach dem Anschluss bei uns gewohnt hat, sagte immer: Den heiratet kein anständiges Mädel ...» Anna steht auf, will sich zum Kühlschrank schleichen, aber wieder hat Mutter so ein altes Foto in der Hand: Eine Frau mit grossem Hut und neben ihr ein Junge im Matrosenanzug, vielleicht so alt wie Anna. «Gertruda und der kleine Saša», sagt Mutter. «Sie sind nach Warschau ...»

Wir kommen zu den Pronomen. Insgesamt zehn Unterarten gibt es, die meisten davon sind entweder Stellvertreter oder Begleiter. Unter den Begleitern fallen die vier weiblichen, besitzanzeigenden «ihr» sowie das demonstrative «diese» auf. Diese Puppe, auf die kann man mit dem Finger zeigen. Die bestimmten Zahlwörter – 2010, 1946, 1941– sind weder Stellvertreter noch Begleiter, eher so etwas wie Findlinge unter den Pronomen – oder Juden? Gibt es Juden unter den Wortarten?

Zurück aus Prag verstaut Anna die Puppe in ihrem geräumigen Schrank. Ein halbes Jahr später – es wird Frühling im Schrank – taucht das Biskuitporzellanköpfchen hinter den Pullovern wieder hervor. Anna legt die Puppe vor sich und staunt: Was für eine schöne Puppe! Sie ist nach der Zwanzigerjahre-Mode adrett gekleidet, kann die grossen braunen Augen nicht nur schliessen und aufschlagen, sondern auch neckisch zur Seite drehen, ihr offenes Mündchen offenbart zwei weisse Zähnen ... Wem hast du wohl gehört? Anna schaut sich die Puppe genauer an. Im Nacken unter dem Haaransatz entdeckt sie einen Davidstern. Eine jüdische Puppe.

Die Verben. Ach, der deutsche Satz ist ein einziger Tanz um das Verb! Im Satz *Nach dem Tod ihrer Mutter erbt Anna in Prag ein Haus* bleibt erbt an seinem Platz, mögen *Tod der Mutter, Anna, Prag* und *Haus* noch so herumgeschoben werden. Erben, erbte, geerbt – das Verb ist grammatikalisch schwach – aber was bedeutet das schon? Weiter haben wir die Verben sich vorstellen, geben, überreichen, sagen und erhalten. Das reflexive «sich vorstellen» tanzt ein wenig aus der Reihe. Da macht Anna etwas mit sich selbst, ansonsten handeln, handelten und wurden die anderen gehandelt, mit Getruda Karatschunová, 1941, hat es angefangen ... Anna greift zum Telefon. Die alte Dame am anderen Ende, Frau Fügnerová, ist nicht überrascht: «Natürlich erinnere ich mich, kommen Sie!» Wenige Monate später sitzt Anna bei Frau Fügnerová in der guten Stube der Wohnung rechts im fünften Stockwerk des Hauses an der Náplavní-Strasse, die Puppe auf dem Salonglastischchen vor sich.

«Karatschuns wohnten unter uns», erzählt Frau Fügnerová. «Saša war zwei, nein, drei Jahre älter als ich. Wir spielten oft auf dem Balkon, haben uns von oben nach unten, von unten nach oben mit einem Strick ein Körbchen hin- und hergeschickt, wie eine Seilbahn, uns lustige Sachen auf Zettelchen gezeichnet ... Am Abend, bevor sie wegmussten, kam die Mutter von Saša zu uns, Frau Karatschunová. Nein, was glauben Sie, es spielte keine Rolle, dass die Familie diese, diese ... Ausrichtung hatte. Sie fragte, ob wir ihnen etwas abkaufen könnten. Aber mein Vater war damals erst vor kurzem entlassen worden ... Und dann gab Frau Karatschunová meiner Mutter diese Puppe. Den ganzen Krieg über durfte ich nicht mit ihr spielen. Mutter sagte: Die gehört uns nicht. Wenn Karatschuns zurückkommen ...»

Gertruda Karatschunová

Geboren 15.06.1901.

Transport M, am 14.12.1941 von Prag nach Theresienstadt.

Transport An, am 25.04.1942 von Theresienstadt nach Warschau.

Ermordet.

Saša Karatschun

Geboren 14.05.1933.

Transport M, am 14.12.1941 von Prag nach Theresienstadt.

Transport An, am 25.04.1942 von Theresienstadt nach Warschau.

Ermordet.

«Ich nannte sie Hanička», erzählt Frau Fügnerová weiter. «Hanička war den ganzen Krieg über in Mutters Schrank hinter der Unterwäsche versteckt. Nur an Weihnachten und an meinem Geburtstag hat Mutter sie geholt und ich wurde mit ihr fotografiert. Schauen Sie! Das ist 1942, an meinem sechsten Geburtstag!»

Anna sieht ein feierlich dreinblickendes Mädchen mit Masche im gewellten Haar und einer Puppe auf dem Schoss, dahinter ein Puppenbettchen und ein Kinderbett mit Netz, so wie Anna auch noch eins gehabt hat ... Und dieselbe Puppe wie auf dem Foto liegt nun, siebzig Jahre später, vor Anna und Frau Fügnerová auf dem Tischchen.

«Und hier», sagt Frau Fügnerová, «ist noch Haničkas Schränkchen!» Auf der kleinen Kommode neben dem Fenster steht ein schwarz lackiertes Holzschrankchen. Anna öffnet – es geht ganz leicht – seine Türen: Oh, Hanička hatte ja eine richtige Garderobe! Da hängen: ein Pepita-Ausgehmantel mit Hütchen, ein Jaquetkleid mit Rüschenbluse, ein Hubertus-Mantel mit Kapuze für die kälteren Tage, ein Negligé, ein fein gestricktes Pullöverchen, zu dem es in der kleinen Schublade des Schränkchens auch ein Mützchen und zwei winzige Fäustlinge gibt.

Und nun noch die Partikeln – ja, es heisst Partikeln: nach, in, an, als, dort, rechts, mit, darin, wiederum, von und damals. Die Partikeln kann man nicht verändern, weder konjugieren noch deklinieren. Und ausgerechnet bei dieser Restgruppe der Unbeugsamen geschieht es!

Als sich Anna mit Frau Fügnerová, deren Tochter Marketa und der achtjährigen Enkelin Annetka in der Wohnung rechts im fünften Stockwerk des Hauses an der Naplavní-Strasse über Hanička und deren Garderobe beugt, als die Damen aus Rosenmuster-Tassen den Kaffee türkisch trinken, während Marketa mit der Tortenschaufel ein Patisserie-Stückchen nach dem anderen auf das Tellerchen von Anna transportiert; als das Gespräch über Kleider, Puppen und diese schreckliche Zeit damals dahinfließt, während in der Sonne des Sommers 2012 die Staubpartikel – ja, hier muss es Partikel heissen; als also die Staubpartikel in der lichtdurchfluteten Stube herumwirbeln und Frau Fügnerová immer wieder sagt: «Diese Puppe gehört Ihnen, Ihrer Familie!», während sich Annetka, den kleinen Plastik-Dinosaurier in der Linken über den letzten meduňák-Kuchen hermacht, da – husch! – passiert es!

Hier ist Anna und dort! Damals ist sie und heute! Hinter und vor der zusammengelegten Wäsche, hinter und vor der Scheunentür, einfach nur auf dieser und auf der anderen Seite der Heimat.

# Glockengesang

---

Ursula Hänni

## Personen:

Marietta (62)

Daren (31)

Gabe (51)

**Ort:** Paris. Auf der einen Seite der Sacré-Coeur, auf der andern Seite der Sacré-Coeur, Mariettas Wohnung.

## 1 Auf der einen Seite der Sacré-Coeur.

Marietta: Bald ist es soweit. Es passiert jeden Augenblick.

Gabe: Was?

Marietta: Die Savoyarde.

Gabe: Die Savowas?

Marietta: Shhh.

Hör hin. Der Klang. *Abspielen des Glockengeläuts.*

Schwer und zugleich leicht. Ist er nicht wunderschön?

Nur der Klang der Emmanuel ist noch beseelter und beeindruckender.

Gabe: Aha.

Marietta: Es ist die wohlklingendste Glocke ganz Frankreichs. Sie ist in der Notre-Dame ... aber Sie schlägt nur zu den höchsten Feiertagen ... ein Glück für alle, die sie hören dürfen ...

Gabe: Ich hoffe, ich bin an Weihnachten noch hier und kann sie hören.

## 2 Auf der einen Seite der Sacré-Coeur.

Marietta: Was malst du?

Gabe: Ein kleines Dankeschön.

Für deine Gastfreundschaft.

Marietta: Das ist doch nicht nötig.

Gabe: Zier dich nicht. Es tut nicht weh.

Marietta: –

Gabe: Was ist deine Lieblingsfarbe?

Marietta: Blau.

Gabe: Das dacht ich mir. Seit ich hier bin, trägst du blau. Das sind jetzt drei Tage. Dabei ist blau gar nicht deine Farbe. Deine Farbe ist orange.

Sie symbolisiert Kraft und Freude.

Das ist es, was du brauchst.

Marietta: –

Gabe: Weisst du was, ich male bei dir den Eiffelturm im Hintergrund, keine Sacré-Coeur. Obwohl wir hier sitzen.

Der Eiffelturm bedeutet nämlich männliche Kraft und männliche Freude.

*(Pause.)*

Das ist es, was du brauchst.

Du solltest über den Tod von Johann hinwegkommen, Marietta. Endlich.

### **3 Auf der andern Seite der Sacré-Coeur. Dort, wo die Afrikaner ihre Sachen anpreisen.**

*Marietta bringt Daren einen Schwarztee im Pappbecher.*

Daren: Wieso ist er bei dir?

Marietta: Er malt.

Daren: Warum hier?

Marietta: Es inspiriert ihn. Picasso lebte in diesem Viertel.

*Lacht.* Er sagt, er sei ein zweiter Picasso.

Daren: Ein zweiter Picasso?

Marietta: Ja, das hat er gesagt.

Daren: –

Hat er niemanden sonst, wo er übernachten könnte? Keine Familie?

Marietta: Er ist /er war ein guter Freund von Johann.

*Pause.*

Marietta: Wann kommst du morgen?

Daren: Bevor die Savoyarde läutet.

Marietta: Ich hab ein bisschen Angst.

Daren: Wovor?

Marietta: Er könnte denken..

Daren: Was?

Marietta: Ich weiss nicht.

Daren: –

Marietta: Wir sind uns so nahe.

### **4 Immer noch auf der gleichen Seite der Sacré-Coeur.**

Gabe: Belästigt der Typ dich?

Marietta: –

Das ist Daren.

Gabe: Und?

Marietta: *Zu Daren:* Das ist Gabe.

Daren: Freut mich.

Marietta: Wir sind Freunde. Wir kennen uns schon lange.

Gabe: *Lacht.* Sie ist deine beste Kundin. Wie viel von dem Zeug hat sie dir denn schon abgekauft?

*Zu Marietta:* Die fünf Eiffeltürme in deinem Bücherregal. Es sind doch die gleichen. Der gleiche Ramsch.

Marietta: Ich bitte dich.

*Daren packt hinter Marietta und Gabe seine Sachen zusammen.*

Marietta: Daren.

Daren: Ich muss los. Bis morgen.  
*Daren tritt ab.*

Gabe: Was der verkauft ist doch alles Billigkram aus China oder Indien oder so. Mit dem Kauf von solchen Sachen unterstützt du die Ausbeutung von armen Menschen, sogar Kinderarbeit. Das willst du doch nicht, oder?  
*Pause.*  
Solche Geschichten haben Johann immer auf die Palme gebracht.  
Der war da sehr genau. Sehr korrekt.

## 5 In Mariettas Wohnung.

Gabe: Was schaust du da an?  
Marietta: Das Fotoalbum von unserer Hochzeit.  
Gabe: Unserer? *Lacht.* Die war glaube ich noch nicht.  
Marietta: –  
Gabe: Suchst du ein Bild von mir?  
Marietta: Warst du denn an Johans und meiner Hochzeit dabei?  
Gabe: Klar war ich dabei.  
*Lacht.* Und wie. Und wie war ich dabei.  
Gabe: Zeig mal her. Bestimmt gibt es ein Foto von mir.  
Marietta: Vielleicht auf dem Gruppenbild.  
Gabe: Da. Das bin ich. Siehst du.  
Marietta: Nein, das ist Markus. Johann's Bruder.  
Gabe: Stimmt. Ich bin der vor ihm. Mit den kurzen Haaren und dem schicken Anzug. Mein Vater hat den Anzug für mich extra machen lassen. Er wollte, dass ich einen guten Eindruck mache. Es ging ja um die Hochzeit des Sohns seines Bruders.  
Marietta: Gabriel.  
Du warst noch so klein.  
Gabe: Was hast du denn erwartet?  
Ich bin zehn Jahre jünger als du.  
Marietta: Ich glaube.. es war das einzige Mal, dass ich dich gesehen habe.  
Gabe: Johann konnte Vater nicht leiden.  
*Pause.*  
Ich konnte ihn auch nicht leiden. Immer nur Form. Anstand. Gehaltsaussichten.  
Wenn du Künstler wirst, enterbe ich dich.  
*Lacht.* Und weißt du was?  
Der alte Sack hat mich tatsächlich enterbt.  
Marietta: Das tut mir leid.  
Gabe: Das muss dir nicht leid tun.  
Das war das Beste, was mir passieren konnte.  
Endlich ohne Papas Segen.  
Das hat auch Johann zu mir gesagt: Sei froh, hat er gesagt, jetzt bist du endlich frei. Jetzt kannst du endlich tun und lassen, was du willst.  
War ein feiner Kerl, dein Johann.  
Marietta: –

## 6 In Mariettas Wohnung.

Daren: Ist er nicht da?

Marietta: Er ist schon längst oben vor der Sacré-Couer, am Malen.

Daren: Zum Glück.

Marietta: Er ist ein guter Freund von Johann.

Daren: Ich weiss.

Marietta: Lass uns anfangen, Daren.

*Daren und Marietta setzen sich ans Klavier.*

Heute lerne ich dir den Flohwalzer. Den magst du bestimmt und wir können ohne Noten spielen. Ich zeige dir mal den Anfang.

*Abspielen Klavierspielen.* Jetzt du.

Daren: *Spielt. Abspielen Klavierspielen.*

Marietta: Denk an den Takt: eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier. Es ist kein Walzer, auch wenn er Flohwalzer heisst.

Daren: Okay. *Er spielt den Anfang wieder. Abspielen Klavierspielen*

Marietta: Genau. Nur am Schluss ist es diese Taste, nicht die.

Daren: –

Marietta: Ich zeige dir jetzt die nächsten Akkorde. Da muss man dann sogar die Hände kreuzen. Also ... *Abspielen Klavierspielen.* Jetzt du.

Daren: *Spielt. Abspielen Klavierspielen. Nimmt plötzlich die Hände von den Tasten.*

Marietta.

*Er nimmt eine kleine Schachtel aus der Hosentasche.*

Eigentlich wollte ich dir das erst nächste Woche geben.

Marietta: Für mich?

*Ö net die Schachtel.* Ein Ring.

Daren: Er gehörte meiner Mutter.

Du hast soviel für mich getan, Marietta.

Jetzt soll er dir gehören.

Marietta: –

*Daren streift ihr den Ring über.*

## 7 Am Morgen. Auf der einen Seite der Sacré-Coeur.

Gabe: So, läutet sie bald?

Marietta: Ja. Bald. Die Savoyarde ist herrlich, nicht?

Gabe: Das Geläut hat was.

*Lacht.* Ich bin auch schon in freudiger Erwartung.

*Pause.*

Marietta: Es sind ja noch gar keine Touristen da.

Gabe: Ich male mich nur ein.

Marietta: Du malst dich ein?

Gabe: Ja, bei mir ist das wie bei einem Athleten. Um Höchstleistungen zu erbringen, muss ich mich einwärmen. Ich erbringe jeden Tag Höchstleistungen. Jedes Portrait muss sitzen und ausdrucksstark sein.

Marietta: So.

Gabe: Ja.

–

Du hast gestern dein Bild vergessen.



Marietta: Oh.

Gabe: Aber ich muss es heute sowieso noch ein wenig revidieren. Lacht.  
Die Wirklichkeit hat es zu stark eingeholt. *Deutet auf Mariettas orangen Pullover:*

Ich muss deinen Pullover hellblau übermalen. Ich will ja keine Abbilder der langweiligen Realität malen. Das ist nicht mein Stil.

Das fertige Bild bringe ich dir heute Abend nach Hause.

Marietta: –

Danke.

Gabe: Keine Ursache.

*Pause.*

Marietta: Wann sind Johann und du sich eigentlich näher gekommen?

Gabe: Warum fragst du?

Marietta: Er hat nie von dir erzählt. Ich meine, ich erinnere mich nicht, dass er von dir erzählt hat.

Gabe: –

Ich hab dir ja gesagt, die Geschichte mit meinem Vater.

Wir sind uns eigentlich erst beim Rudern näher gekommen.

Marietta: Du warst im Club?

Gabe: –

Er hat mir viel erzählt. Am Morgen früh im Zweier.

Auch von dir.

Marietta: Von mir?

Gabe: Ja.

Es hat ihn sehr beschäftigt, was aus dir wird, wenn er einmal nicht mehr da ist.

Sie ist so hilflos, hat er gesagt, so gutgläubig.

Sie sollte einen Mann haben, der zehn Jahr jünger ist als ich und nicht krank ist.

Marietta: Er wusste schon damals, dass er krank ist?

Gabe: Ja.

Marietta: –

Gabe: Er wollte dich schonen, Marietta.

Er hat immer nur an dich gedacht.

## **8 In der Wohnung von Marietta. Gabe und Marietta essen zu Abend.**

Gabe: Was ist das für ein Ring an deinem Finger?

Marietta: Er ist von Darens Mutter.

Gabe: Von wem?

Marietta: Darens Mutter.

Ich habe ihn dir doch vorgestellt, bei der Sacré-Coeur.

Gabe: Der Schwarze?

Marietta: –

Gabe: Du solltest dir von dem nichts schenken lassen.

Der ist bestimmt illegal hier.

Marietta: Ich glaube nicht, dass er illegal hier ist.

Gabe: Die sind alle illegal hier.

Die Eiffeltürme verkaufen die auch illegal.  
Was denkst du, warum der so schnell abgehauen ist?  
Polizei im Anmarsch.  
Einer wie ich hat einen Blick für sowas.

Marietta: –

Ich lehre ihn Klavierspielen.

Gabe: –

Marietta: Er hat ein gutes Taktgefühl. Er ist sehr musikalisch. Er hat Balafon gespielt in Guinea.

Gabe: Was hat er?

Marietta: Balafon gespielt. Das ist wie ein Xylophon. Aus Afrika. Dort spielen sie unter freiem Himmel, einfach draussen vor den Häusern, auf einem Platz.

Gabe: *Lacht*. Das ist Afrikaromantik, Marietta.

Was denkst du, wie beschissen es den Leuten dort geht.

Die haben keine Zeit für Musik.

Die haben nur eines im Kopf.

*Macht das Zeichen für Geld*. Money.

## 9 Auf der anderen Seite der Sacré-Coeur.

Gabe: Du solltest sie in Ruhe lassen.

Daren: Wen meinen Sie?

Gabe: Du weißt genau, wen ich meine.

Daren: –

Gabe: Ich habe eine gute Beobachtungsgabe.

Mir erzählst du keine Märchen.

Ballafonspielen unter freiem Himmel.

Ringe verschenken.

Daren: Ich arbeite hier.

Gabe: Die Touristen sind mir dankbar, dass ich hier stehe.

Daren: –

Gabe: Die fühlen sich von dir nämlich belästigt.

Die machen einen weiten Bogen um dich, falls du das noch nicht gemerkt hast.

Wegen deiner Aufdringlichkeit.

Daren: Ich verscheuche niemanden. Ich bin Händler.

Gabe: Händler? Ramschverkäufer bist du.

Die Touristen sind da, weil sie sich porträtieren lassen wollen von mir.

Daren: –

Gabe: Verzieh dich.

Daren: –

Gabe: Und lass die Finger von Marietta.

## 10 In der Wohnung von Marietta.

Gabe: Wo soll dein schönes Portrait hin?

Marietta: *Seufzt*. Stell es dort an die Wand.

Gabe: Ich stelle es lieber dahin. So sieht man es gleich, wenn man zur Türe herein kommt.

Marietta: –

Gabe: Nur die Natur übertrumpft es noch.  
*Streichelt Marietta über die Wange.*

## 11 Auf der anderen Seite der Sacré-Coeur.

Daren: Marietta.

Marietta: Hier. Ich hoffe, du magst es. *Überreicht ihm ein Brötchen.*

Daren: Danke.  
Schön, dich zu sehen.

Marietta: –

Daren: –

Marietta: Was ist los?

Daren: Ich habe einen Brief bekommen.. Das Baby meiner Schwester ist krank.  
Kannst du mir 60 Euro leihen?

Marietta: –

Daren: Es ist für das Baby.

Marietta: Soviel habe ich nicht.

Daren: –

Marietta: Ich muss auch auf mein Geld achten, damit es reicht. Für diese Woche habe ich noch knapp vierzig Euro.

Daren: Es hat Typhus.

Marietta: Du kannst nicht immer Geld von mir verlangen.  
Das geht nicht mehr.  
Es ist Johanns Geld.  
Er hat gesagt, ich soll es für mich und für gute Zwecke ausgeben.  
Aber, aber es ist nicht endlos.

Daren: Wer hat dir das gesagt?

Johann?

Oder Gabe?

Kannst du mir wegen ihm kein Geld mehr geben, Marietta?

Marietta: –

Ja. Nein.

Ich weiss es nicht.

## 12 (...)

# *Unterm Apfelbaum*

---

*Anita Kendzia*

Elsa hatte ihn nicht gesehen. Er hatte wahrscheinlich auf der anderen Seite der Weide gestanden, die leicht bergab lag. Plötzlich stand der Stier nur 20 Meter von ihr entfernt und blickte sie aus seinen dunkelbraunen Augen an. Er schnaubte und stampfte mit den Vorderbeinen. Dann senkte er seinen Kopf, bis die Hörner fast den Boden berührten. Er brüllte laut. Elsa atmete gepresst, so als könnte jeder Atemzug den Stier zum Angriff verleiten.

Sie hatte vergessen, dass der Stier auf der Weide war. Und nun stand sie zwischen ihm und den Kühen. Kein Baum in Reichweite, auf den sie sich in Sicherheit hätte bringen können.

Sie fing an zu laufen. Sie hörte hinter sich den Stier durch das hohe Gras stampfen. Sie lief um den Bombenloch, das sich mitten in die karge Wiese gebohrt hatte, als Wochen zuvor ein russisches Flugzeug das kleine ostpreussische Dorf vor Königsberg bombardiert hatte. Sie lief immer schneller, und das Blut schoss ihr in die Wangen. Es fühlte sich an, als wenn jemand zwei Kerzen ganz nah an ihr Gesicht halten würde. Sie rannte. Plötzlich spürte sie, wie ihre Beine wegnickten. Zuerst das linke, dann das rechte. Und im nächsten Moment lag sie unten im Bombentrichter und schaute blinzelnd in den sommerblauen Himmel über sich.

Wolken zogen wie an einer Perlenkette aufgeschnürt über die Baumwipfel. Ingo lag am Feldrand. Die Kornblumen um ihn herum reckten ihre blauen Blüten ins Sonnenlicht. Das aufgehäufte Heu roch frisch. In seiner Magengegend verspürte er einen Druck. Er hatte Hunger. Eigentlich hatte er immer Hunger. Bald würde es Abendessen geben. Er dachte an letzte Woche, als er mit seinem Bruder spätabends im Dunkeln in einem fremden Garten Tomaten gepflückt hatte. Nur so aus Blödsinn. Aber eigentlich, weil sie hungrig gewesen waren. Zuhause in Schlesien hätten sie so etwas niemals gemacht. Später im Zimmer hatten sie gesehen, dass alle Tomaten noch grün waren. Er stand langsam auf, reckte die Arme in die Höhe. Blinzelte. Lief langsam vorbei am alten Apfelbaum auf dem kleinen Hügel vor dem Dorf. Ingo musste an die Früchte denken, an rotbackige Äpfel. Er lief schneller. Die Kirche schlug gerade das sechste Mal. Er begann zu rennen. Als Ingo ein paar Minuten später in die Küche stürmte, sassen alle schon am Tisch. Zwei Erwachsene und sieben Kinder. Sein Vater schaute kurz auf, schüttelte den Kopf und schöpfte sich einen weiteren Löffel Suppe. Seine Mutter zupfte zwei Heualme aus seinen schwarzglänzenden Haaren.

Elsa stand vor dem kleinen Spiegel auf der Waschkommode. Flocht ihre Mutter ihr morgens die Zöpfe, einen links und einen rechts, betrachtete sie sich immer im Spiegel. Sie steckte sich zwei Kämmen vorne ins Haar. Dann guckte sie, ob die Kämmen richtig sassen. Alle Haare mussten nach hinten gesteckt sein. Keins durfte abstehen. Sonst nahm sie die Kämmen wieder raus und steckte sie nochmals ins Haar. Manchmal musste sie den ganzen Weg zur Schule rennen, weil sie so lange für ihre Frisur gebraucht hatte. Ihre Mutter mahnte sie immer. «Elsa, nu mach hine, du kommst zu spät ...», aber Elsa ging nicht aus dem Haus, bevor alle Haare am rechten Platz waren. Beim

Rennen verrutschten die Käämme im Haar oft wieder und es stand dann wirr vom Vorderkopf ab, wenn sie beim Schulhaus mit den rot gestrichenen Fensterläden ankam.

Ingo blickte zum Schulhaus hinüber. Er war froh, dass er momentan nicht in die Schule musste, weil Sommerferien waren. Sommerferien hiess aber auch, noch früher aufstehen, noch mehr arbeiten. Morgens half er seinem Vater im Stall mit den Kühen. Danach rief ihn schon die Mutter in den Garten. Er schaute zur grossen Eiche. Ein Zaunkönig lief den Stamm hinauf. Gleich würde er einen Spaziergang machen können. Mit Henni. Seiner Schäferhündin mit einem Gesicht wie eine Fledermaus. Mit ganz spitzen Ohren. Und grossen braunen Augen, die aufblitzten, wenn sie sah, dass Ingo durch das grosse Hoftor hereinkam. Er musste lachen, als er an den Abend zuvor dachte. Er hatte Henni draussen im Garten in der Zinkwanne baden wollen. Danach war er total durchnässt. Und Henni war halb eingeseift über die Beete gerannt, hatte laut gebellt und sich am Boden gewälzt.

Sie standen meistens plötzlich an der Tür. Elsa konnte ihre schweren Stiefel schon auf dem Kiesweg vor dem Haus hören. Sie versteckte sich dann schnell unter dem Bett, wie es die Mutter ihr eingeschärft hatte. Elsa wusste nicht, was die Männer wollten. Aber sie hatte Angst. Es war etwas an den tiefen Stimmen, die durch die kleine Wohnstube hallten und unter der Tür hindurch ins Zimmer drängten, in dem sie schliefen. Es war die russische Sprache, die sie kaum verstand und kaum sprechen konnte. Es war etwas an den Stimmen ihrer Mutter und ihrer ältesten Schwester, wie sie mit den Männern sprachen, das sie mit Furcht erfüllte. Einmal konnte sie sich nicht mehr beherrschen: Sie fing an zu weinen. Schnell hielt sie sich die Hand vor den Mund, damit die Laute nicht durchs Schlafzimmer unter der Tür in die Wohnstube drängten. Sie zitterte so sehr, dass sie glaubte, der Holzboden unter ihrem Körper würde hin- und her schwanken.

Plötzlich kamen die Männer nicht mehr. Ihre Mutter meinte, jetzt müsse sie sich keine Sorgen mehr machen. Sie verstand nicht gleich warum, aber dann sagte die Mutter, sie arbeite seit kurzem für den örtlichen Kommandanten der russischen Armee und dieser hätte dafür gesorgt, dass seine Leute nicht mehr vorbeikämen. Das war einer der wenigen Momente, in denen Elsa ihre Mutter in dieser Zeit lächeln sah.

Ingo lag seit einer Stunde unter dem Apfelbaum und schaute in die knorrigen Äste hinauf. Unzählige weisse Blüten dufteten den Sommer herbei. Er musste an früher denken. An die Zeit, bevor er mit seiner Familie aus Schlessien in die Ostzone, die sowjetische Besatzungszone, gekommen war. Als Umsiedler. Aber eigentlich waren sie vertrieben worden. Er dachte an das hübsche grosse Haus, an den Garten mit den vielen Bäumen. Das Haus gehörte ihnen nicht mehr. Ingo bohrte seinen Daumen in die weiche Erde. Es war nicht recht so. Er erinnerte sich an den letzten Abend dort. Er hatte im Garten gestanden und zum Waldrand hinübergeschaut. Henni hatte neben ihm gesessen und ihn mit ihren grossen braunen Augen angesehen. Sie hatte gespürt, dass etwas nicht stimmte. Er hatte sich umgedreht und war ins Haus zurückgelaufen. Beim Eingang hatte das wenige Gepäck gestanden, das sie mitnehmen durften. Er hatte seine Mutter beobachtet, die ruhelos durchs Haus gehastet war, da und dort ihre Hand auf ein Möbelstück gelegt

hatte. Am nächsten Tag machten sie sich auf den Weg zum Sammelpunkt. Sein Vater hatte den Hausschlüssel lange in der Hand gehalten, ihn nachdenklich betrachtet und dann einfach im Türschloss stecken lassen.

Elsa wartete mit ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern am Bahnhof. Die Menschen standen dicht gedrängt am Gleis. Sie blieb ganz nah bei ihrer Mutter, die Elsas jüngste Schwester auf dem Arm hielt. Die Tränen rannen Elsa übers Gesicht. Später als sie in den Güterwaggon gestiegen waren und auf einer Decke in der Ecke sassen, weinte sie immer noch. Ihre Mutter strich ihr übers Haar. Sie sah im fahlen Licht der Petroleumlampen die Gesichter der anderen Menschen im Waggon nur ganz schemenhaft. Die Frau, die ihr gegenüber sass, versuchte zu lächeln. Auf ihrem Gesicht zeichneten sich im Lichtschein feine Linien ab, die sich von den Mundwinkeln über die Wangen wie feine Netze ausbreiteten. Als Elsa zusammen mit ihrer Mutter und ihren Schwestern im Morgengrauen aus dem Waggon kletterte, winkte ihr die Frau zu und rief «Viel Glück.»

Am ersten Abend in der kleinen Stube, die sie bei einem Bauern bezogen hatten, legte sich Elsa erschöpft und hungrig auf das Bett, das sie mit ihren Geschwistern teilte. Ihre Mutter sass am Fenster, schaute hinaus zu der Wiese, auf der Obstbäume standen. Vor ihr auf dem Tisch lagen drei Lebensmittelkarten. Sie seufzte.

Ingo lief auf dem staubigen Platz mit den blau gestrichenen Toren, die beide schon etwas windschief waren. Er blieb stehen und stemmte die Arme in die Seiten. Zu seinen Füßen lag ein Fussball. Er beobachtete die anderen Jungen, die ihn von weitem beäugten. Denen würde er es zeigen. Er jonglierte mit dem Ball, kickte ihn mit Schwung in eines der leeren Tore, dessen Netz schon ganz durchlöchert war. Wenig später kam einer der Jungen zu ihm und fragte ihn ganz beiläufig, ob er mitspielen wolle. Minuten später wirbelte Ingo mit dem Ball am Fuss Richtung Tor, umdribbelte elegant drei Jungen, die ihm völlig erstaunt nachstarrten, liess den Torhüter, einen grossen schlanken Jungen, in die eine Ecke springen und schob den Ball lässig in die andere Ecke. Innerhalb von einer halben Stunde schoss er 10 Tore. Von diesem Tag an hörte Ingo nie mehr, dass ihn jemand «Hungerleider» nannte, so wie es die Kinder in den ersten Monaten getan hatten, seit er mit seiner Familie in diesem kleinen Dorf in Thüringen einquartiert worden war.

Mit 15 Jahren spielte Ingo bereits in der Kreisliga. Sein Vater stand während der Spiele stolz an der Seitenlinie, lief unruhig hin- und her, wenn Ingo nach vorne stürmte und klatschte laut in die Hände, wenn ihm ein guter Angriff gelungen war.

Elsa lungerte unschlüssig vor der Tür des Schulzimmers herum. Sie legte zögerlich die Hand auf die Türklinke, zog sie dann aber wieder weg. Ihre Schwester stand neben ihr und zog sie am Kleidärmel. «Elsa, nun lass uns schon reingehen, wir sind bereits zu spät.» Elsa öffnete die Tür, machte drei Schritte ins Klassenzimmer und blieb direkt hinter der Lehrerin stehen, die gerade eine Zahlenreihe an die Wandtafel schrieb. Die Lehrerin drehte sich lächelnd zu Elsa und ihrer Schwester um.

Elsa war zwar zwei Jahre älter als ihre Schwester, aber sie überragte sie nur ganz knapp. Trotzdem stellte sie

Schwester, als die anderen Kinder der Klasse einen engen Kreis um sie beide bildeten. Eines der Mädchen machte sich über ihre gestopften Strümpfe lustig und zog Elsas Schwester an den Haaren. Elsa stellte sich ganz nahe vor das Mädchen, stiess es heftig vor die Brust, sodass dieses rückwärts auf die Wiese fiel. Am Abend lag Elsa mit verquollenen Augen im Bett. Ihre Mutter hatte vom Vorfall in der Schule gehört und ihr eine Standpauke gehalten. Nein, sie würde sich nie hier einleben. Hier in diesem Kuhdorf, wo alle mit Fingern auf sie zeigten, dachte sie und konnte lange nicht einschlafen.

Ingo betrachtete die fast leeren Regale im Konsum. In der rechten Hand hielt er die Lebensmittelkarten, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte. Unter den linken Arm hatte er seinen Fussball geklemmt. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte zu lange Fussball gespielt und nun gab es kein Mehl mehr. Seine Mutter würde böse werden. Er drehte sich um. In der anderen Ecke des Ladens stand ein Mädchen. Mit dem Rücken zu ihm. Plötzlich drehte sie sich zu ihm um, so als ob sie seinen Blick gespürt hätte. Sie war ziemlich gross, über ihre schmalen Schultern kringelten sich dicke hellbraune Haare. Von ihrer Stirn standen einige Haare wild nach vorne ab. Ihre grünen Augen blitzten für einen Moment hell auf, die schmalen Lippen hielt sie zusammengepresst, als sie ihn fast herausfordernd von oben bis unten musterte. Sie trug ein kariertes grünes Kleid, das sich um ihre Taille raffte. In der rechten Hand hielt sie wie er Lebensmittelkarten. Ingo lächelte sie an. Sie drehte sich weg. Ingo stutzte. Er überlegte, wie alt sie wohl war. 14 höchstens 15. Er hatte sie hier noch nie gesehen. Als sie an der Kasse stand und ihm nochmals einen kurzen Blick zuwarf, lächelte er ihr wieder zu. Sie schaute schnell weg, aber er glaubte auf ihrem Gesicht ein leises Lächeln gesehen zu haben, als sie mit forschenden Schritten aus dem Konsum auf die Strasse ging. Er überlegte. Sie musste zu den Umsiedlern aus Ostpreussen gehören, die seit einem halben Jahr bei einem Bauern im Nachbardorf einquartiert waren.

Elsa schaute durchs Fenster. Sie sah ihre Mutter mit dem Bauern im Obstgarten reden. Sie verstand nur Wortfetzen vom Gespräch. Sie bangte. Wenn sie ein Stück Land pachten könnten mit Obstbäumen oder eines für den Gemüseanbau. Dann hätten sie auch Früchte und Gemüse, damit sie Eingemachtes für den Winter herstellen konnten wie alle anderen Familien im Dorf. Das letzte Jahr war hart gewesen. Elsa und ihre Schwester waren oft nach der Schule von Hof zu Hof gelaufen und hatten ihre Putz- und Melkdienste angeboten. Sie erhielten dann als Lohn ein paar Eier, Gemüse, Brot, Mehl oder in seltenen Fällen Zucker oder ein Stück Wurst. Die Wurst verschlangen sie immer bereits auf dem Weg nach Hause. Vor der Haustür kontrollierten sie sich gegenseitig die Zähne auf Wurstreste, bevor sie mit schlechtem Gewissen in die Wohnstube traten. Elsa sah ihre Mutter lächelnd ins Haus zurückkehren. Endlich, dachte sie.

Ingo stand am Bahnhof in Görbitzhausen. Er wippte ungeduldig mit den Füßen, stellte den einen auf einen kleinen Absatz auf dem Bahnsteig und schaute wieder nach rechts. Der Zug hatte wieder einmal Verspätung. Er fuhr sich mit den Händen durchs schwarze Haar. Er hatte extra sein neues, blaues Hemd angezogen, das er sich von seinem Lehrlingslohn in der Maschinenfabrik zusammengespart hatte. Jeden Tag wartete er auf Elsa,



um sie vom Bahnhof nach Hause zu begleiten. Sie hatte in der Kreisstadt eine Lehre als Feinmechanikerin begonnen. Anfangs hatte sie ihn nicht mal angesehen, hatte so getan, als wäre er Luft. Aber dann nach einer Woche hatte sie sein Lächeln erwidert und nochmals eine Woche später steuerte sie sofort mit schnellen Schritten auf ihn zu, kaum war sie aus dem Waggon gestiegen.

Als der Zug endlich kam, gingen sie zusammen am Waldrand entlang, dann über die kleine Brücke über den Bach, wo die zwei grossen Silberweiden standen und dann hinauf zu kleinen Hügel mit dem Apfelbaum, der so viele Blüten wie nie zuvor trug. Elsa stellte sich unter einen der Äste, hob die Arme und lachte: Sie lachte ihr perlendes Lachen, das von ganz unten aus ihrer Kehle kam. Kein lautes Lachen. Ein leises sanftes Lachen. Und sie lächelte immer noch, als Ingo wenig später ihre Hand in die seine nahm.

Elsa schaute an ihrer Mutter vorbei an die Zimmerwand. In ihren grünen Augen blitzten goldbraune Sprenkel auf. Sie zog die Luft hörbar ein, verschränkte die Arme und biss sich auf die Lippen. Dann öffnete sie ruckartig das Fenster, setzte sich auf den niedrigen Sims und schwang ihr linkes Bein darüber, so dass es aus dem Fenster im ersten Stock baumelte. Ihre Mutter guckte sie böse an. «Elsa, nu lass den Blödsinn. Du gehst nicht mit Ingo tanzen.» Elsa blieb auf dem Sims sitzen und schaute hinüber zum Dorfplatz. Zwei Frauen waren stehen geblieben und schauten neugierig zum Fenster hinauf. «Elsa, nu komm runter.» Ihre Mutter zog sie am Arm ins Zimmer zurück

Elsa hatte ein rotgetupftes Kleid an, das sie sich selbst genäht hatte. Der breite Rock schwang bei jedem Schritt mit. Sie hatte am Tag zuvor den ganzen Abend geweint, ihre Mutter angefleht, bis diese schliesslich nachgegeben hatte. Sie durfte zum Tanzabend. «Aber nur bis 22 Uhr» hatte ihre Mutter gesagt und sie streng angeschaut.

Elsa lächelte glücklich, als Ingo seinen Arm um ihre Taille legte und mit ihr auf die Tanzfläche ging.

Die Kirchturmuhur schlug gerade 12. Ingo schlich leise aus der Tür. Er hatte nicht viel dabei. Einen kleinen Koffer und eine alte Tasche, die er mit Essbaren gefüllt hatte. Er hatte lange überlegt, ob er die Schlachtwurst mitnehmen sollte. Es dann aber sein lassen. Die Grillen zirpten laut, als er mit seinem bepackten Fahrrad die Strasse aus dem Dorf heraus fuhr. In keinem der Häuser brannte mehr Licht, niemand würde sehen, wie er wegfuhr. Wahrscheinlich würden sie in der Familie nicht darüber reden, warum er plötzlich weggegangen war. Es war ja allen klar. Er hätte zur Armee gemusst und das wollt er einfach nicht. Er dachte an Elsa. Hatte er die richtige Entscheidung getroffen? Schnell schüttelte er den Gedanken an sie wieder ab. Einige Wochen später schickte er aus dem Westen eine Postkarte nach Hause. Er stellte sich vor, wie seine Mutter den anderen die Postkarte vorlas. Mit roten Wangen und einem leisen Lächeln auf den Lippen, so wie sie eben aussah, wenn sie sich über etwas freute. Und wie sein Vater fast unmerklich den Kopf schüttelte.

Elsa konnte es nicht glauben. Ihre Mutter wollte mit ihnen aus der Ostzone in den Westen umziehen. «Wenn, dann müsst ihr jetzt bald weg», hatte Elsa' Tante, die Schwester ihrer Mutter, geschrieben. Elsa verstand erst nicht



recht, warum ihre Mutter in den Westen wollte. Aber als alle im Dorf von der Grenze und von einer Mauer redeten, begriff sie langsam, wovor die Mutter Angst hatte. Sie wollte aber nicht weg, weg von ihren Freunden. Sie rannte ins Zimmer nebenan und schloss sich ein. Sie kam den ganzen Abend nicht mehr heraus. Sie musste an Ingo denken. Sie presste sich das Kissen über den Kopf und weinte.

Vier Wochen später arbeitete Elsa bereits in einem Kinderheim in der Nähe vom Bodensee. Da bei der Schwester ihrer Mutter kein Platz für alle war, musste sie auch dort schlafen. Jeden Tag stand Elsa um sechs Uhr auf, deckte die Tische, half in der Küche und war meist nachmittags schon so müde, dass sie manchmal auf einem der Betten im grossen Schlafsaal für ein paar Minuten einschief. Aber trotzdem lief sie jeden Abend nach Hause, um mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zu essen. Zwei Monate später schon konnte ihre Mutter mit viel Glück bei einer alleinstehenden Dame zwei Zimmer mieten. Endlich waren sie alle wieder zusammen.

Und dann stand eines Tages Ingo vor der Tür.

# Ozeanüberquerung

---

*Martina Meienberg*

Durch das runde Fenster sah ich ihre Schuhe über den Steg eilen: tannengrünes Wildleder, hochgeschlossen, geschnürt, hoher Absatz – vermutlich eines von Paulos Werken. Sein Schuhgeschäft in Rom ist so etwas wie Gabrielas zweites Wohnzimmer.

Ich habe meine Schwester immer an den Schuhen erkannt, vielleicht auch an den Blicken, die sie auf sich ziehen.

An Leas Beerdigung, an einem heißen Sommertag im August, trug sie ihre alten flachen Stiefel. Vorne sind sie offen und geben ihre Zehen preis.

«Siehst du nicht, dass dir alle auf die Füße starren?», zischte ich sie vor dem Kircheneingang an. «Dann starren sie mir wenigstens nicht ins Gesicht.»

Sie hob die Sonnenbrille und versuchte, mit einem Taschentuch die Augen zu trocknen. Ihre Wangen waren von dunklen Streifen gezeichnet, Spuren schwarz gefärbter Tränen. Ich wollte ihr sagen, dass man sich die Augen vor einer Beerdigung klugerweise nicht schminkt, aber Roberts mahnender Blick schnitt mir das Wort ab. Ich schwieg, nahm meiner Schwester das Tuch aus der Hand und entfernte die Streifen.

Später auf dem Friedhof strich ihr Vater tröstend über die Schulter. «Lea mochte deine Stiefel sehr», sagte er. Woher hätte ich das wissen sollen? Und all die Leute, die gekommen sind, die können das doch auch nicht wissen. Die werden reden, viel reden – am lautesten am Sonntagmorgen in meinem Café, dachte ich.

Über die Stiefel hat später nie jemand ein Wort verloren, jedenfalls nicht in meiner Gegenwart. Einmal aber, als ich wenige Tage nach der Beerdigung im Service mithalf, hörte ich eine Frau sagen – sie sass mit einer Freundin an einem der runden Marmortische an der Seitenwand –, welches Glück Lea gehabt habe, dass sie bei mir und nicht bei ihrer Mutter aufgewachsen sei. Da dachte ich, dass es vielleicht doch gut war, dass Gabriela diese Stiefel getragen hatte.

Als ich ihre Schuhe über den Steg eilen sah, wusste ich nicht, ob ich erleichtert oder enttäuscht sein sollte, dass sie das Schiff noch erreicht hatte. Ich blieb sitzen und musterte die anderen Passagiere, bevor ich aufstand und in die Lobby ging. Dort sah ich sie, umringt von weissgekleideten Crewmitgliedern. Sie entschuldigte sich für ihre Verspätung, verteilte rechts und links Trinkgeld und beklagte in einem wilden Durcheinander von englischen und italienischen Floskeln ihren mangelhaften Orientierungssinn.

Sie wird sich schon am ersten Abend besser auf dem Schiff auskennen als der Kapitän, dachte ich. Vermutlich ist sie ganz nahe beim Hafen in einem Café gesessen. Zwischen Cappuccino und Skizzenbuch wird ihr die Zeit davongelaufen sein.

Schon als Kind verkroch sie sich in ihre eigene Welt, vergass, die Wäsche aufzuhängen, den Einkauf zu erledigen oder die Pflanzen zu giessen, bevor Mutter nach Hause kam. Hausarrest machte ihr nichts aus. Den bekam sie auch, wenn ich diejenige war, die etwas versäumt hatte. Mutters Welt war einfach: Ich war die gute und Gabriela die schlechte Tochter. Damals

wusste ich noch nicht, weshalb meine Schwester diese Rollenverteilung so stoisch ertrug. Obwohl mich Mutter stets bevorzugte und schonte, litt ich unter ihren Ungerechtigkeiten. Ich fühlte mich für meine kleine Schwester verantwortlich und wollte sie beschützen. So nahm ich die Schuld ab und zu freiwillig auf mich.

Das tat ich auch an jenem Nachmittag, als Gabriela den Kuchen im Ofen verkohlen liess. Sie bedankte sich mit einer Zeichnung. «Das ist Vietnam.» Ihre Augen leuchteten durch den Haarschleier, der ihr ins Gesicht gefallen war. «Vietnam?», fragte ich. Dieser Name sagte mir nichts. Ich hielt ihn für eine ihrer Worterfindungen, bis mir meine kleine Schwester erklärte, dass Vietnam Papas Lieblingsland sei. Ich konnte trotzdem nicht erkennen, was sie gemalt hatte; ich sah nur unzählige hellbraune Dreiecke zwischen grösseren grünen Flächen.

Dieses Bild, Jahre später habe ich es sogar eingerahmt, hängt immer noch neben meinem Bett. Ich habe meiner Schwester nie gesagt, dass es jeden Umzug überstanden hat.

Gabriela, immer noch umringt von Crewmitgliedern, suchte in ihrer Tasche nach der Bordkarte, die sie gar nicht haben konnte. Ich liess sie suchen, ging zur Bar und bestellte einen Espresso. Der Kellner fragte, ob ich jemanden erwarte. Vermutlich hatte er meine Kontrollblicke auf die Uhr bemerkt. Es sei alles in Ordnung, sagte ich und ging in die Lobby zurück.

Dort hatte meine Schwester inzwischen den Inhalt ihrer Tasche auf den Boden gekippt und suchte zwischen Sonnenbrille, Notizbuch, Zeitung, Schreibzeug, Pass und Portemonnaie nach der Bordkarte. Ich ging auf sie zu und fragte, ob ich helfen könne. «Iris, gut, dass du da bist. Ich muss meine Bordkarte zu Hause vergessen haben.» Ich zückte sie wortlos. «Was wäre ich ohne meine grosse Schwester.» Das hatte sie lange nicht mehr gesagt.

Einzelne dunkle Wolken hingen am Himmel, als ich die Aussentreppe bis zum obersten Deck hochstieg. Gabriela sass mit Kopftuch und Strickjacke auf einem Liegestuhl. Sie winkte mich herbei und wies mich auf den Stuhl neben ihr. «Ich bin ganz aufgeregt.» «Du warst wohl noch nie auf einem Schiff», erwiderte ich und fügte an, dass ich mich gar nicht mehr an alle meine Hochseefahrten erinnern könne, da ich mit Robert schon die halbe Welt bereist hätte. Als ich bei Kanada angelangt war, unterbrach mich das Schiffshorn.

Gabriela hatte nicht mehr zugehört. Sie war aufgestanden und hatte sich einen Platz an der Reling ergattert. «Wir laufen aus, Iris.» Die Ausfahrt wollte auch ich nicht verpassen, stellte mich neben sie und beobachtete, wie der Lotse über einen kleinen Steg zur Kommandobrücke gelangte. «Ablegen hat immer etwas Gutes, das habe ich neulich in einem Roman gelesen.» «Wir tun das Lea zuliebe», erwiderte ich. «Klar, wir tun das nur Lea zuliebe.»

Das Schiff setzte sich pünktlich in Bewegung. Wir winkten den Schaulustigen nach, die sich im Hamburger Hafengelände versammelt hatten. Als wir das offene Meer erreichten, verliessen die meisten Passagiere das Deck. Gabriela rührte sich nicht. Sie schaute gebannt aufs Meer hinaus – so, wie wenn sie es mit ihren Augen hätte aufsaugen wollen. «Kann man dem Schicksal entfliehen?» «Dem Schicksal, mit mir auf diesem Schiff zu sein? Morgen kannst du noch von Bord.»

Sie wandte sich vom Meer ab und sah mich an. «Hätte ich Leas Tod verhindern können?» Ich stellte mich gegen den Wind und liess mir die offenen Haare aus dem Gesicht blasen. Die salzigfeuchte Brise wird sie verknoten. Wahrscheinlich lassen sie sie sich nachher fast nicht mehr kämmen.

«Hätte ich ihren Tod verhindern können?» Mir wurde kalt. Ich holte eine der karierten Wolldecken, die neben den Liegestühlen aufgestapelt waren, und legte sie mir über die Schultern. «Du? Du warst in Paris», sagte ich.

«Es war ein paar Stunden vor unserem Abflug nach Paris. Vater war müde. Er gehe zum Rex und warte auf der Terrasse. Er wolle nochmals nahe am Puls von Saigon sein. ‚Mit neunundsiebzig weiss man nicht, ob man nochmals wiederkommt‘, sagte er.

Also habe ich mich mit Lea allein auf die Suche nach dem Buddha gemacht, den wir kurz nach unserer Ankunft in Saigon in einer Pagode entdeckt hatten. Wir wussten nur noch, dass die Pagode irgendwo in Cholon gewesen war. Aber von diesen Glücksbuddhas gibt es unzählige. Alle sind dick, alle goldfarben und alle lachen.»

Gabriela schaute mich an, um zu prüfen, ob ich ihr zuhörte. «Aber unser Buddha lachte uns so offen entgegen, dass wir gar nicht anders konnten, als ebenfalls zu lachen. Er müsse von einem glücklichen Menschen gemacht worden sein, sagte Lea. Sie meinte, dass man in allen Gotteshäusern und auf allen Friedhöfen fröhliche Figuren aufstellen müsste – lachende Götter, keine gekreuzigten Märtyrer. Mitten in dieser dunklen Pagode versuchte sie vehement – du weisst ja, wie sie sein konnte –, Vater und mich für ihre Idee zu begeistern. Aber Vater erwiderte, dass traurige Menschen keine fröhlichen Figuren ertragen. – Auch Götter dürften nicht immer lachen. Dann trat er direkt vor diesen Buddha, strich ihm über den Kopf und sagte: ‚Dich mag ich trotzdem.‘ Lea stand daneben, in ihrem enganliegenden Blumenkleid und den ausgetragenen Flipflops. Sie war so arglos, so voller Leben.»

Ich bemerkte eine tiefe Verbundenheit zwischen meiner Schwester und Lea, die ich bis dahin nie wahrgenommen hatte. «Du hast Lea doch gar nicht gekannt», entfuhr es mir. «Und dieses Blumenkleid, das habe ich ihr gekauft. Sie trug es, als ich sie nach eurer Vietnam-Reise in Kloten abgeholt habe.»

Die Leichtigkeit, die Gabriela umgeben hatte, verschwand. Ihre Augen verblassten. Vielleicht hoffte sie, dass ich mich irrte, dass ich ihr sagen würde, dass Lea gar nicht dieses Kleid getragen hatte. Ich schwieg. Sie wartete.

«Sie ist im Blumenkleid gestorben. Das habe ich vergessen. Das habe ich einfach vergessen.» Sie schlotterte.

Ich holte eine weitere Decke und legte sie ihr über die Schultern. Sie liess es geschehen. «In allen Schachteln, die du mir gebracht hast, habe ich nach diesem Kleid gesucht, obschon ich es wusste. Obschon ich wusste, dass sie es bei unserem Abschied in Paris getragen hatte. Trotzdem habe ich Stunden über Stunden mit der Suche nach diesem Kleid verbracht. Verstehst du?»

Sie erwartete eine Antwort. Ich hatte keine. Ich schaute zum Himmel empor und hoffte auf Regen, aber die dunklen Wolken hatten sich verzogen.

Sie fuhr mit dem Zeigefinger langsam über den obersten Balken der Reling, bis ein paar Salzkörnchen an ihrer Fingerkuppe haften blieben. «Wir haben diesen Buddha nicht mehr gefunden.» Ihre Worte klangen wie ein Schuldgeständnis. «Was ist los mit dir? Wo ist die Atheistin geblieben?», fragte ich. «Ich hätte die Suche niemals aufgeben dürfen.»

Ihre Schuldgefühle machten meine unerträglich. Ich fasste sie von hinten bei den Schultern und schüttelte sie. «Gott ist tot», sagte ich, «und Buddha auch.» – «Wer weiss das schon.» Sie griff mit ihren Händen nach meinen und löste sie von ihren Schultern. Dann schaute sie wieder ins Meer hinaus.

# *Fremde Sprachen*

---

*Barbara Rindisbacher*

Heute war es windstill. Ein leiser Regen hatte eingesetzt. Auf dem Herd stand Eric's Lieblingsessen. Ein indisches Pouletcurry. Sofie würde es aufwärmen, während Eric duschte. Sie stellte sich an die nachtschwarze Fensterscheibe und legte ihre Hände an die Schläfen, schaute durch den Tunnel in die Dunkelheit. Die regelmässigen Atemzüge ihrer Kinder hinter der halboffenen Zimmertür beruhigten sie. Sie stellte sich vor, wie Eric im Bus jetzt wieder Menschen ansprach. Wie die meisten verständnislos den Kopf schütteln, sich abwenden. Wie er sich dem nächsten zuwendet und innerlich triumphiert. *Ein Punkt, zwei Punkte, drei Punkte!* Jedes Abwenden bringt ihm einen Punkt ein. Nach drei Punkten wechselt er die Sprache. Ein irres Spiel, dachte Sofie. Eric's Spiel.

Eric hielt sich nur selten an die Abmachungen mit der Klinik. Er kam meist um Stunden zu spät. Manchmal kam er nachts. Oft war er verdreht, verschwitzt oder durchnässt vom Regen, der ihn nicht störte. Wenn Sofie ihn übers Feld kommen sah, mit ausholenden Schritten, schlenkernden Armen oder ihn in der Dunkelheit über den Kiesweg schreiten hörte, fiel ihr ein Stein vom Herzen.

Sofie schaute auf die Uhr und erschrak. Es war spät, sehr spät und ihr war schlagartig klar, dass es Zeit war, das Warten aufzugeben. In ihrer Nachtschublade suchte sie nach der zerknitterten Notiz. Erinnernte sich an Eric's herumirrenden Blick, als er ihr den Zettel in die Hand gedrückt hatte. Wie ein Insekt, das sein Flugziel nicht kennt.

*Einmal komme ich vielleicht nicht. Nur damit du Bescheid weisst.*

Sofie wusste Bescheid.

Nach Wochen eine Karte aus Berlin. Vor dem Tacheles ein alter Trabi. Blaugrau, ohne Dach, von buntem Unkraut und hohem Gras fast ganz überwuchert. Wo einst die Sitze waren, jetzt Erde. Ein riesiger Blumentopf, das alte Vehikel, wild leuchtet die Kapuzinerkresse. Eric schrieb, dass er als Parkwächter arbeite. Er habe ein Zimmer gefunden. Er nehme seine Medikamente. Er esse regelmässig in der Kantine. Er trinke kaum. Er schlafe nachts. Er träume selten. Er grüsse alle. Unter dem lachenden Smiliesicht neben der Briefmarke grinste ein Totenschädelchen.

Eines Nachts dann der Anruf. Ein Verkehrsunfall auf der deutschen Autobahn. Schädelhirntrauma, sagte die Stimme am Telefon. Koma, und: nicht sicher, dass er überlebt.

Zitternd zog sich Sofie Mutters alte Strickjacke über und machte sich eine Tasse Tee. Mit der Tasse in der Hand betrat sie das Kinderzimmer. Der vertraute Duft nach aufgestossener Milch und feuchtem Kinderhaar gab ihr Sicherheit. Das Dröhnen im Kopf stoppte er nicht. Sofie setzte sich aufs Sofa und zog eine alte Wolldecke über sich.

*Glaubst du an Gott und an den frommen Kram, glaubst du an diesen Frommen da oben?*, wiederhallte es in ihr. Sofie presste die Handflächen an die Schläfen. Versuchte das Hämmern unter ihrer Schädeldecke zum Stillstand zu bringen. Gerne hätte sie einen Knopf gedrückt und den Wortfluss abgewürgt. Wie die Stimme eines Radiosprechers, die einem lästig wird in ihrer vermeintlichen Dringlichkeit.

Sie sieht Eric vor sich, wie er freudestrahlend auf sie zu kommt, als sie ihn zum ersten Mal in der Klinik besucht. Sie sitzen auf seinem Bett und er redet und redet. Sie erfährt seine Nachtgedanken. Geht im Rhythmus seiner Schritte mit ihm über die Brücken der Stadt. Er kennt jeden kleinsten Flussübergang. *Der Steg beim Bluturm, Sofie.*

Manchmal springt er auf, in grosser Unruhe, setzt sich sogleich wieder und presst ihre Hand, so dass sie vor Schmerz leise aufschreit. *Jede Brücke hat ihre Eigenheit*, sagt Eric und lacht schrill. *Ums Wasser geht's nicht, Sofie, begreif endlich. Zwei oder drei kommen nicht in Betracht. Keine Hässlichkeiten. Ein wenig Stil, bitte.*

Einige eignen sich nicht schlecht, aber diese sei die beste und das sei ja unzählige Male bestätigt, sagt er, fängt mit schmalen Augen den angstvollen Blick seiner Schwester auf, schweigend jetzt, und beginnt mit langen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Sofie springt vom Bett auf, stellt sich ihm in den Weg, mit ausgestreckten Armen, aber er schiebt sie zur Seite, wie eine Zimmerpflanze, die ungünstig platziert ist. Ihre Argumente fürs Leben prallen an ihm ab. Tiger im Käfig, läuft er hin und her. Sofie beobachtet ihn aus sicherer Distanz. Spürt den Strudel, in dem er sich dreht, gedreht wird, fühlt den Boden unter den eigenen Füssen wanken, kämpft mit aller Kraft um festen Stand.

*Holzkonstruktionen, Sofie. Die meisten antiken Brücken waren reine Holzkonstruktionen*, hört sie. *Da täuscht man sich leicht. Mit der Industrialisierung kamen Beton und Stahl. Die Verbindung der beiden wird durch einen ähnlichen Wärmeausdehnungskoeffizienten ermöglicht.* Mit grossen Gesten unterstreicht Eric seine Ausführungen. Erschöpft setzt Sofie sich auf sein Bett. Ihre bisher nie nachlassende Hoffnung fühlt sich zum ersten Mal dünn und brüchig an. Als der Bruder sich neben sie setzt, erschöpft auch er, und den Arm um Sofie legt, lässt die Angst sie nochmals flehentliche Worte stammeln. Zitternd presst sie die Hände aufs Gesicht. Eric löst seinen Arm von ihren Schultern.

*Wo ist Mutter jetzt?*, bellt er plötzlich ins karg möblierte Klinikzimmer hinein und stösst seine Schwester grob an. Und mit ungehaltener Stimme herrscht er: *Sag mal, glaubst du eigentlich an Gott? Glaubst du an den ganzen frommen Kram? An einen da oben?* Er fuchtelte mit beiden Händen in Richtung Zimmerdecke, seine Stimme wird lauter, er springt auf, beginnt zu stampfen, zu brüllen und sein *glaubst du?, glaubst du?* knallt von den kühlgrauen Wänden zurück und kracht auf sie nieder. Sofie krümmt sich zusammen und verschliesst die Ohren mit ihren Fäusten. Die Tür fliegt auf, zwei Pfleger eilen mit Beruhigungsspritzen auf Eric zu, zerren ihn zum Bett, gürten ihn fest. Ein Pfleger hilft ihr auf die Beine. Sie sieht, wie sein Mund sich bewegt. Fischmund, denkt sie und: Komiker, wie er fragend die Brauen hebt und ihr eine Hand auf den Arm legt, die sie nicht spürt. Er geleitet sie zum Sofa in der Zimmerecke, hilft ihr, sich hinzulegen, breitet eine Decke



über sie. Sie schaut in seine fremd geschnittenen Augen und hört sich sagen: Ich kann ihn nicht aufhalten.

Sofie strich den schlafenden Kindern übers Haar, gab dem Vater ihrer Buben einen flüchtigen Kuss auf die Wange, danke, dass du gekommen bist, danke dir. Er lächelte ihr zu, streifte leicht ihre Hand und sie fuhr los, um ihren Vater abzuholen. Bleich stand er schon am Gartenzaun, die geliebte Baskenmütze mit der kleinen aufgestickten USA-Flagge auf dem Kopf. Er zitterte, als er Sofie mit einem Kuss begrüßte. Sie roch sein Aftershave. Füllte ihre Nasenflügel mit dem vertrauten Duft. Half ihm in den Wagen. Noch war es nicht Tag. Schweigend passierten sie die Grenze. Vaters Arm in ihrem stocksteif, als sie hinter der Pflegerin hergingen. Das Zimmer war kühl und weiss und erinnerte Sofie an die Schneehöhle, die sie einst mit ihrem Bruder gebaut hatte.

Von Eric war wenig zu sehen. Lang und sehr schmal ragte die Nase aus den weissesten Verbänden, die Sofie je gesehen hatte. Konnte das Eric sein? Das winzige silberne Totenschädelchen im rechten Ohr grinste.

Sofie löste Vaters Arm aus dem ihren und trat ans Bett. Mit zwei Fingern strich sie sacht über Erics rechte Hand, die wie arrangiert auf der Decke lag. Sie drehte sich nach ihrem Vater um, der alte Mann hatte seine Baskenmütze vom Kopf genommen und schob sie von der einen Hand in die andere. Über seine Wangen flossen Tränen und hinterliessen glänzende Spuren in den schattig gekerbten Falten um den Mund. Sie liefen den Hals entlang und versickerten im gestreiften Hemdkragen. Sofie starrte ihn an. Wartete auf ein Schniefen, Schlucken, ein Schnäuzen. Aber Vater weinte lautlos, ganz und gar still und die Stille seines Weinens fügte sich ins Weiss des Raumes, passte zu Erics Hand, legte sich darüber wie eine Liebkosung.

Als Eric transportfähig war, wurde er in ein Spital in seiner Heimatstadt überführt. Dort erwachte er aus dem Koma. Als Sofie ihn besuchte, sprach er fremd. Wie ein Wasserfall rauschten laut fordernde Wortkaskaden aus ihm heraus, unaufhörlich, und drohten sie wegzuschwemmen. Mit ihrem Schweigen widersetzte sich Sofie den Schwallen. Dem aggressiven Blick hielt sie stand. Zwang den Bruder auf die mageren Beine, die das Gehen verlernt hatten. Liess sich nicht einschüchtern von seinen seltsam flatternden Händen, seinen spitzen Fingern, seinem Geifern. Zerrte und schob ihn unter die Dusche. Er liess es zu, sank in einer Ecke der Duschkabine zusammen, wurde still, als sie das Wasser anstellte und es ihn warm überrieselte. Sofie starrte auf die zusammengekauerte Gestalt, streckte die Hand aus, nahm sie zurück. Schaute und sah die Magerkeit des Körpers und sein Weiss und an der Krümmung des Rückens, der zuckte und auf und ab stiess, die Verzweiflung, gegen die das Wasser nichts vermochte. Durchs Rauschen drangen Töne an Sofies Ohren, die sie an das Quicken junger hungriger Wildschweine im Tierpark erinnerten. Die Töne wurden lauter, steigerten sich zu einem Heulen und ihr wurde so weh, dass auch sie sich zusammenkrümmte und wie ihr Bruder den Kopf in den Armen auf ihren angezogenen Knien vergrub. Ihr Weinen drückte sie zu Boden. Sie kippte zur Seite hin, die Arme vor dem Gesicht, konnte die Tränen nicht aufhalten, das Wimmern nicht stoppen, konnte nicht auf den Bruder horchen, ihn nicht im Auge behalten, konnte nicht aufstehen, sich nicht kümmern. Konnte nicht.



Als kalte, nasstastende Finger über Sofies Gesicht huschten, rappelte sie sich hoch, strich sich das Haar aus den Augen und holte Badetuch und Schlafanzug. Sie half Eric ins Bett. Sie rubbelte sein Haar trocken, cremte sein Gesicht ein und als alles getan war, gab sie ihm einen Kuss auf die Wange und verabschiedete sich. Gute Nacht, sagte er klar verständlich. Und danke. Für den Moment wusste Sofie ihren Bruder gerettet.

*Herr der Sprache werden*, schnaubte Eric sie wütend an, als sie eines Morgens in sein Spitalzimmer trat. *Herr der Sprache werden, will ich*. Sofie ging auf ihren Bruder zu, griff begütigend nach seinem Arm. Das bist du doch längst wieder, Eric, wollte sie sagen, doch Eric schleuderte zornig ihre Hand von sich und schrie: *Sag nichts, du! Bin ich nicht. Eben nicht. Merkst du denn nichts, du dummes Huhn? Wo hast du deine Augen, wo? Siehst du Eric? Ja? Nur noch Flickwerk aus zusammengekratzten Resten bin ich. Denk nach, du dummdummes Huhn! So lebt keiner. Geht das in dein Hirn? Geht das?* Erics Verzweiflung entlud sich im berstenden, splitternden Holz des alten Stuhles hinter der Tür.

Sofie verstummte. Es war alles gesagt. Mit verzerrtem Gesicht stand ihr Bruder mitten im Zimmer. Als er jetzt auf sie zukam, mit diesem staksigen Gang, den er seit dem Unfall hatte, Tränen in den Augen, gleich würden sie überfließen, das Zucken um den Mund, die Arme ausgestreckt, kostete es sie grosse Anstrengung, ihre eigenen Arme zu heben und um ihn zu legen. Steif wie ein Brett stand er in ihrer Umarmung. Äusserlich beinahe wieder hergestellt. Im Innern ein Fremder, dachte Sofie. Neu verkabelt, falsch angeschlossen, umgepolt. Ungefragt umgepolt. Nicht lebbar, das hatte sie jetzt verstanden.

Und probierte es doch noch einmal. Spätabends. An Erics Bett. So ist das doch nicht, Eric. Du bist kein Flickwerk. Du hast gehen, lesen, sprechen, du hast schreiben, singen, pfeifen gelernt in kurzer Zeit. Wieder gelernt. Du kannst denken, überlegen, kannst deine Fremdsprachen alle noch, die Uhr kannst du wieder ablesen, weisst wieder, ob Morgen oder Abend ist. Und was für ein Tag. Es gibt so vieles Eric, was du wieder kannst. Es braucht nur Ge...

Da schlug Eric zu. Mit der Faust. In ihr Gesicht.

Schmerzstiche im Kopf, stand Sofie benommen auf. Die Hände an die Stirn gepresst, taumelte sie zur Tür. Sollte er doch die Brücken, dieser Verrückte, sollte er doch, sie mochte nicht mehr, sie wollte ihn nicht mehr sehen, ihn nicht mehr trösten, sich nicht länger verhöhnern lassen. Sie mochte diesen Fremden nicht mehr, hatte genug von ihm. Mochte auch nicht länger an ihn glauben. Es gab nichts mehr zu glauben.

# Im Wochenbett

---

Joerg Roos

Am 25. März 38, dem Jahr als Johannes Baumann Bundespräsident der Schweiz geworden war, was gerade k e i n e n der im Schuppen Anwesenden interessierte, da sie mit einer Entbindung beschäftigt waren und nur deshalb erwähnt wird, weil im Jahr 38 das Rot der Schweizerfahne dem Freisinn gehörte. Ein Knabe erblickte das Licht von drei Glühlampen, die vom Dach herunter hingen. Auch dieses Ereignis wäre nicht zu erwähnen, wegen etwas Besonderem das man im Neugeborenen vermutet hätte, sondern, weil er in der Industriebranche der Stadt ins Leben gestossen wurde. Die Schwangere lag auf einem Esstisch, der mit zwei roten Frottiertüchern gedeckt war, zum Schutz des senfgelb gebeizten und auf Hochglanz polierten Ahornblattes im französischen Louis-Toujour-Stil. Es war von der Chefin so angeordnet worden. Blutflecken erinnerten sie an etwas Abscheuliches, aber sie erzählte niemandem, woran oder warum.

Ihr Gehilfe hiess Anton. Er kam von einer Alp. Es genügte der Chefin zu wissen, dass Anton von irgend einem Berg ins Tal und vom Tal in die Stadt gekommen war, als er von den Alpen, den Ziegen, den Sonnenaufgängen und Untergängen genug hatte, und dass er während Jahrzehnten den Sommer über Ziegen hütete. Sie vertraute darauf, dass seine Erfahrungen mit Ziegen genügten, um einer menschlichen Entbindung die wenigen Hilfeleistungen, sofern überhaupt welche notwendig waren, erbringen konnte. Schliesslich leistet die Natur den Hauptanteil selbst, oder sogar ganz. Was die Chefin verlangte, war Diskretion. Das war auch im Sinne ihrer Klientinnen. So war Anton Anton der keinen Geschlechtsnamen hatte; und die Chefin war die Chefin, ohne Vornamen und Familiennamen. Die Neunzehnjährige, die am 25. März zur Entbindung erschien, nannten sie die Zwanzigjährige, was auf der Altersschätzung der Chefin beruhte, nachdem sie sich zu einer kurzen Vorbesprechung in einem Café getroffen hatten. Die Chefin wies als erstes darauf hin, dass die Anonymität gewahrt bleiben müsse, *nicht nur Deine*, sagte sie, *auch unsere, Antons und meine*. Die Neunzehnjährige bedankte sich überschwänglich, als sie hörte, dass sie sich nicht ausweisen musste. Es kam ihrem Gefühl entgegen, dass ihr Zustand irgendwie nicht ihr wirklicher sei, die Zwanzigjährige nicht sie selbst, nur die, die vor der Chefin stand. Sie atmete auf, es war ein Lichtschimmer im Dunkel, die Hoffnung, dass es bald vorbei sein wird.

Auf den abendlichen Spaziergängen am See hatte sie jemand angesprochen. Nicht irgend jemand, es war ein Mann in einem Anzug. Sie errötete. Es war ein Mösiö. Sie wagte kaum zu ihm aufzusehen. Und erst wie er redete, wie er sich ausdrücken konnte. Ihr Herz begann so schnell und heftig zu schlagen, dass sie glaubte er müsse es sehen können. Es schlug bis zum Hals, der ungeschützt im Ausschnitt ihrer Sommerbluse stand. Das Pochen war so heftig, dass ihr das Reden schwer fiel, eigentlich gar nicht mehr gelingen wollte. Es war auch, dass sie befürchtete, in ihrer Verirrung würde sie vor seiner betörenden Ausdrucksweise, dumm und ungebildet erscheinen, so,

wie sie sich fühlte. Und das j e t z t, wo jene undeutliche Gestalt ihrer Träume, als richtiger Mann vor ihr stand. Es war ein Gefühl, als hätte sie verloren, was sie nicht besass, was sie nie besitzen wird. Es lähmte ihr quirliges Wesen, ihre einfältigen Gedanken, ihre unbedachten Worte, ihr haspeliges Reden, löschte ihr kleines Licht, als wäre irgendwo der Strom unterbrochen worden.

Die Neunzehnjährige wurde zur Beute, wie eine Häsin, die von einer Schlange hypnotisiert worden ist. Jedes Kind hätte die Absicht gespürt, wenn einer, der gegen Ende Dreissig geht, abends spaziert, sich mit geübtem Blick nach alleingehendem, weiblichem Körperbau umsieht, eine Verlegene vom Seeufer weg zum Essen einlädt, diese gegen zehn Uhr Abends nach Hause begleitet, nicht zu spät, damit Alkohol und Dusel die Leistungsfähigkeit nicht lähmen. Jedes Kind hätte die Zielstrebigkeit erkannt, dass die nichts anderes im Sinn hat, als das Ding schnell zu machen. Es war dem Typ anzusehen, er hatte sich für den abendlichen Spaziergang verkleidet. Der gute Anzug gehörte dazu, gepflegtes Haar und Halbschuhe aus hellbraunem Leder. Es war, als ob sich die nächtlichen Schleier aufgetan hätten. Im Augenblick, als er in sie eindrang, glaubte sie, sie sei nun verheiratet. Sie glaubte es immer noch, als er kurz nach seinem Abwurf gehen musste, wegen Geschäft, das ihn schon frühmorgens eben..., – *du verstehst das doch*. Als sie Geschäft gehört hatte, wurde ihr Glaube sogar noch bestärkt. Und sie glaubte es immer noch, als sie merkte, dass er keine Telefonnummer und keine Adresse hinterlassen hatte. Sie wusste nur, dass er Alfred hiess. Aus welchem Winkel ihres Herzens hätte Zweifel kommen können, wo Glaube und Hoffnung so fest in ihr waren. Einen ganzen Monat glaubte sie, dass er von der Firma abgehalten wurde. Von angesehenen Menschen hatte sie gelesen, sie hätten oft wegen viel Arbeit, kein Privatleben mehr. Aber sie konnte warten. Privatleben, dachte sie, wird Alfred bald mit ihr teilen. Sie war sicher, Alfred vermisste sie, wie sie Alfred vermisste. Er hatte seine Gefühle doch noch viel deutlicher und viel schöner ausgedrückt als sie ihre.

Nach einem Monat blieb die Blutung aus. Sie merkte es nicht. Erst später fiel ihr auf, dass es schon eine Weile her war. Es war, als sie öfter von Übelkeit befallen wurde. Sie fing an zu glauben, dass sie vielleicht ein Kind in sich trug. Nach zwei weiteren Monaten spürte sie es. Mit der Gewissheit, dass von Alfred ein Kind in ihr war, flammte eine unbändige Hoffnung auf. Sie würde Alfred überraschen. Sie würde Alfred suchen und finden. Sie würde ihm auf der Strasse begegnen, sie würde ihn am Seeufer entdecken, sie würde ihn in einem Menschenstrom, in einem überfüllten Café, irgendwo, gleichwo, gleichwie, sie wird Alfred finden. Der Himmel wird ihr helfen und sie zu ihm führen.

Als es Winter wurde und der Bauch nicht mehr zu übersehen war, begann sie ihn mit weiten Röcken zu kaschieren. Alfred war noch immer nicht gekommen. Aber sie glaubte und hoffte noch. Nur die Freude, das Unge-stüme, wie sie Alfred mit dem bevorstehenden Ereignis überraschen würde, wie sie das Abend für Abend beim Einschlafen durchlebte, machte mehr und mehr dem Zweifel Platz.

Das Verheimlichen ihrer Schwangerschaft wurde schwieriger. Der Familie und den wenigen Bekannten ging sie aus dem Weg. Freunde hatte sie keine.

Aber auch Fremde sollten ihr nichts ansehen. Sie umhing ihren Körper mit knöchellangen, farbigen Tüchern. Sie wollte einer Tänzerin ähnlich sein, die sie auf einem Foto gesehen hatte. Als der März kam, war sie sich selbst nicht mehr ähnlich. Sie hatte Alfred nicht gefunden. Alfred war nicht gekommen. Der Himmel hatte Alfred nicht zu ihr geschickt.

Am 25. März, morgens um drei, schleppte sie sich zum Schuppen. Die Chefin hatte befohlen: nicht bevor die Wehen alle 5 Minuten kommen. Am Vorabend begann die Neunzehnjährige mit Zählen. Gegen 2 Uhr nachts machte sie sich auf den Weg. Fünf mal hatte sie auf sechzig gezählt. Das sechste mal noch bis auf zweiundvierzig. Die Chefin schickte sie zurück in die Nacht hinaus. Sie sollte hinter dem Schuppen auf den Fruchtblasensprung warten. Der Schuppen habe einen Betonboden ohne Ablauf und Kanalisation. Hinter dem Haus sei festgestampfte Erde, wo das Wasser versickern könne. Etwa zehn Quadratmeter seien vom Unkraut gejätet. Der Himmel war wolkenverhangen, eine schwarze Nacht, nur in den Ritzen der geschlossenen Fensterläden hing in dünnen Fäden Glühbirnenlicht. Ein Hoffnungsschimmer. Die Schwangere tastete sich den Lichtfäden entlang hinter die Bretterbude, legte sich dort auf den Rücken, so nahe zur Wand, dass sie sie mit einer Hand berühren konnte, als wollte sie sicher sein, dass die Hilfe sich nicht aus dem Staub machen würde. Die vom Unkraut befreite Fläche lag neben ihr.

Um 03.30 Uhr war ein Schrei zu hören. Das Fruchtwasser ging in einem einzigen Schwall ab, tränkte den Wickenteppich, wo sie sich hineingelegt hatte. Am rechten Ohr kratzten die Stacheln eines Distelblattes, was sie unter den noch heftiger einsetzenden Wehen nicht mehr wahrzunehmen im Stande war. Gleich ist es vorbei, vorbei, vorbei. Die Wehen waren wie die Erlösung. Ein alles überwältigender Wille nahm Besitz von ihr.

Der Geburtshelfer kam mit einer Taschenlampe. Als er das frisch getränkte Jät sah, half er ihr auf die Beine und schleppte die, die sich kaum noch aufrecht halten konnte, zum Gebärtisch, half ihr hinauf und befreite den Unterleib von den durchnässten Kleidungsstücken. Sie war nur noch in Schuhen und Strümpfen und oben mit Pullover und Filzjacke bekleidet. Dann, als auch die Beine angewinkelt waren, war alles bereit.

In einer Ecke des Raumes, die von einer Ständerlampe mit Stoffschirm erleuchtet war, schälte sich die Chefin aus einem abgewetzten Lederfauteuil, der der Atmosphäre des Raumes die nackte Zweckmässigkeit nahm und ihm ein gewisses gehobenes Niveau verleihen sollte. Stilmöbel, zu erkennen an der Polsterung des Fauteuils, den Nähten über die Arm- und Rückenlehnen. Sie hatten etwas Pflanzliches.

Auch Stimmungsbeleuchtung, meinte die Chefin, erzeugt durch die Lichtfarbe und die Beschränkung der Lichtführung, die punktuell auf die wenigen Objekte im Raum gerichtet war, hilft den Gefallenen. Die Schäbigkeit des Innenraumes löste sich durch die geschickte Idee in Nachtschwärze auf. Sie selbst trug durch modische Entbindungsbekleidung zur Stimmung bei. Sie schritt ganz in Weiss und in hauthellen Seidenstrümpfen mit ausgeprägter Ziernaht, zu der nur die Wanderschuhe mit dicker Gummisohle

nicht so richtig passen wollten, jedoch zur Vorbeuge gegen Blasenentzündung gedacht, zum Esstisch, wo der Gebärvorgang so weit fortgeschritten war, dass man die Schädeldecke des Kindes schon sehen konnte.

Um 03.51 lag der Knabe auf dem Tisch. Die Nabelschnur war nahe dem Bauch des Kindes getrennt. Anton säuberte ihn mit einem Stück Leintuch, das er auf die Grösse von Waschlappen zugeschnitten hatte. Dann trug er die Nachgeburt ins Brachland hinaus, wo er sie ein Stück weit von sich weg warf. Es gab streunende Katzen und Hunde. Sie werden sie fressen.

Die Chefin trat hinzu. Sie brachte ein Päckchen Parisiennes mit. Zwei Zigaretten lang blieben sie in der Nähe der Plazenta stehen. Wenn sie und Anton an den Zigaretten sogen, warf die Glut einen rötlichen Schimmer auf ihre Gesichter. Für einen Moment schien Ratlosigkeit darin aufzuleuchten. Dann, ein Entschluss im Dunkel und ein energischer Schritt in die Nacht hinein, gegen die sich die weisse Gestalt der Chefin durchzusetzen vermochte.

*Los, komm, wir müssen sie jetzt schicken,* rief sie Anton zu, der stehen geblieben war. Als die Chefin die Tür zum Schuppen öffnete lag das Kind allein auf dem Tisch.

Die Mutter war verschwunden.

# *Hochsommer. Umzug. Mütter.*

---

*Brigitte Süess*

## **Hochsommer**

Wenn sie da wäre, sie läge im Schatten und schlief. Vielleicht hinter dem Wall aus Brombeer- und Himbeerranken; oder neben blühenden Malven und Phlox bei den Schafgarben. Unter den weichen Blättern des Feigenbaums hingegen steht stramm wie ein Christbaum der alte Rosmarinstrauch.

Blassblau der Himmel, richtungslos wie die Unendlichkeit, nicht oben, nicht unten, nicht und doch reifen Feigen in den Blattachsen, Birnen, Äpfel und Quitten zum Herbst hin. Kaum merklich wippen die äussersten Zweige des Ahorns. Wenn sie da wäre, sie läge in seinem Schatten und träumte von einem kleinen Mädchen, das wissen möchte, warum die Ringelblumen alle ihre gelben und orangen Blütenköpfchen weit offen in die Höhe strecken, und warum die Giesskannen der Grösse nach aufgereiht an der Sonne stehen.

## **Umzug**

Wir sitzen im Zug, plaudern, betrachten die Fabriken entlang der Bahnlinie, über das Bild schiebt sich ein anderes, von dem ich dir erzähle, weil du die langen Furchen des Kartoffelackers nicht sehen kannst. Wenn wir dort Erdäpfel auflesen mussten, schaute ich den vorbei fahrenden Zügen oft sehnsüchtig nach. Hin und wieder begegnete mein Blick für eine Sekunde dem eines Reisenden.

Das Land, auf dem jetzt diese Fabriken stehen, hatte mein Vater von der Stadt zur Pacht übernommen. Es war wohl zwei Kilometer weit weg von zuhause. Das war der Grund, warum er zuerst einen Traktor auslieh, später kaufte, obwohl er Maschinen eigentlich hasste. Der Lärm des roten Buchers 4000 machte ihn halb krank, weil er die Kirchenglocken, den Wind in den Blättern oder seine eigenen Lieder nicht mehr höre. Seine Knochen würden so durchgeschüttelt, dass sie tagelang weiter brummten. Immer öfter stellten sich höllische Gliederschmerzen ein, die ihn mit der Zeit ganz kaputt machten.

Ich war neunzehneinhalb als ich, die jüngste, das Elternhaus verlassen musste – auch wollte. Erst recht, da ich als frisch patentierte Lehrerin reichlich verdienen würde. Ich hatte eine Stelle in einer schnell wachsenden Gemeinde und freute mich auf meine Dreizimmerwohnung, die ich im oberen Stock eines Bauernhauses gefunden hatte.

Der Umzug stand an. «Ich kann dich und das Zeug dann schon bringen, wenn ich mit Melken fertig bin», meinte Vater. Als er mein fragendes Gesicht sah, fügte er an, «und ich mache das gerne!» Was mich zuerst erstaun-

te – dann freute. So früh wie an jenem Abend war er selten fertig im Stall. Den Brückenwagen hatte ich in den vergangenen Tagen mit Hausrat beladen: der durchgehockte, schmale Couch aus dem hinteren Zimmer, ein runder Küchentisch, den meine Schwägerin ausrangiert hatte, zwei oder drei Stühle, das wackelige Kirschbaumtischchen mit einer Schublade, auf dem ein aufgeschlagenes A4 Schulheft neben einem Buch kaum Platz fand. Meine Mutter hatte es, als sie selber noch Schülerin war, von ihrem Vater bekommen, als dieser sich einen richtigen Schreibtisch für sein Büro leisten konnte. Das nette Möbel fand den Weg später in mein Zimmer. Zuvorderst auf der Ladefläche des Wagens, gleich hinter dem aufgestellten Gitter, stand noch ein anderes Erbstück, der in zwei Teile zerlegte Sekretär meiner Urgrossmutter. Viele meiner Freunde hielten ihn für ein apartes Musikinstrument, eine Art Klavier oder ein Harmonium. Dabei bewahrte ich seit Jahren in den drei unteren, ziemlich geräumigen Schubladen meine Kleider auf. Von meinem älteren Bruder durfte ich einen Korbstuhl ausleihen. Diesen hatte ich besonders ins Herz geschlossen, schien er mir doch Ausdruck für eine junge Generation in Aufbruchstimmung, zu der ich nun auch gehören wollte. Dann gab es noch eine oder zwei Bananenschachteln mit Geschirr, Pfannen, vielleicht Besteck – sicher aber mit vier orangen und vier blauen, handgewobenen Küchentüchern aus der Basler Webstube. Mutter hatte sie mir zu Weihnachten aufgedrängt mit der Bemerkung: «Die wirst du brauchen können.»

Es kommt mir vor, als ob es gestern gewesen wäre. Schwungvoll setzten wir uns auf den

Wagenrand, liessen die Beine baumeln, so, wie wir es gewohnt waren, wenn wir aufs Feld gebracht wurden um Kartoffeln auszugraben, angetrocknetes Gras an Heizen zu hängen oder Steine aufzulesen. Vater stieg vorne auf seinen Hocker, zündete den Motor, löste die Kupplung, gab Gas. Der Umzug begann. Velofahrer überholten uns, solche, die wir kannten, hielten sich am Wagen fest, lachten und liessen sich eine kürzere oder längere Strecke mitziehen. Autos hupten. Die meisten Lenker kannten Vater und winkten uns zu.

Es war kurz vor 7 Uhr abends. Im Städtchen staute sich hinter uns der Verkehr. Wenn wir nur schon draussen wären, dachte ich, dann würde unser Fuhrmann an den Strassenrand fahren und die Autos vorbei lassen. Aber das tat er nicht. Viele Fahrer setzten immer häufiger und aggressiver zum Überholen an. Nur wenigen gelang das Manöver, da Vater eisern auf die Strassenmitte zuhielt. Mutter und ich zogen die Beine auf die Ladefläche und machten uns klein. Um diese Tageszeit waren kürzere Autoschlangen normal. Mit uns wuchs eine ins Endlose. «Bevor die Steigung kommt, wird er anhalten», schrie ich Mutter ins Ohr, zur Bestätigung, dass ich Vater vertrauen wolle und in der Hoffnung, dass die unangenehme Situation bald ein Ende haben würde. Der Traktor fauchte noch lauter und fuhr noch gemütlicher. Hinter uns hupte es vielstimmig, wild und schrecklich. «Ich schäme mich», sagte Mutter, «jetzt kommen wir nach Stilli, wo ich Handarbeit unterrichte. Da kennt mich jeder. Kannst du nicht den Tisch etwas quer stellen, damit ich mich dahinter verstecken kann.» Ich duckte mich, zog die Bananenschachteln neben uns und stabilisierte die lottrige Festung mit einem Kleidersack. Verzweifelt schrie ich nach vorne: «Stop! He! Anhal-



ten! Stoop!» Seelenruhig tuckerte Vater auf der Überlandstrasse weiter als ob sie sein Eigen wäre. In jener Stunde wurden wir bestimmt tausendfach verwünscht und verdammt. Mutter und ich, die wir sonst das Heu nicht auf der gleichen Bühne hatten, rückten zwischen meinem Mobiliar nah zusammen.

Endlich rumpelten wir unter das Scheunendach meines zukünftigen Heims. Hinter den weissen Vorhängen wurde die neue Lehrerin samt Hab und Gut genau registriert.

«Warum hast du die Autos nicht vorbei gelassen? Wir haben uns so geschämt! Hast du das Wahnsinnsgelächter nicht gehört?» – «Aber sicher. Sollen die sich doch auch EINMAL über mich ärgern. Seit Jahren regt es mich tödlich auf wie in jedem Auto EINE Nase sitzt. Und wozu? Wenn möglich nach Deutschland, weil dort die Butter billiger ist. Oder nach der Arbeit ins Eigenheim, hinaus ins Grüne. Die Strassen alle, die Häuschen, fruchtbares Land, verbaut und versaut.» Nach einer kurzen Pause, fast stimmlos: «Das tut einfach weh!»

Im Nu, als hätte sie auf uns gewartet, erschien meine Vermieterin mit ihrem Sohn und anbot sich, uns zu helfen. Meine sieben Sachen waren im Handumdrehen abgeladen und standen bald im oberen Stock. Ich erinnere nicht mehr an meine erste Nacht in meiner ersten eigenen Wohnung. Aber ich weiss noch, wie ich draussen vor dem Haus stand und zusah, wie Vater langsam auf den Traktor kletterte. Bis heute spüre ich seine Wut und seine Trauer über eine Welt, an der er verzweifelte, in die ich mich hätte einleben wollen, und ich sehe Mutter auf der verstaubten Ladefläche sitzen, schutzlos, müde, allein, nur mit einer alten Rossdecke und höre, wie sie mehr zu sich selber als zu uns sagt: «Zum Glück ist es jetzt stockdunkel. Kein Mensch kann uns sehen.»

*Ein Augenblickstext vom 27. Juli 2012*

**Mütter** sind Töchter und Töchter sind Mütter und Töchter haben Mütter und sorgen sich um Mütter und Mütter sorgen sich um Töchter und keine will umsorgt werden und doch sorgen sich alle umeinander, weil Töchter Mütter und Mütter Töchter sind und jede Tochter sagt eines Tages klipp und klar: Ich werde es einmal anders machen!

Ich mache es so als Mutter oder Tochter. Aber ich bin Mutter und Tochter und weil Mütter Töchter sind und Töchter Mütter haben und Mütter sind, frage ich mich schon, wer wann was ist oder sein muss oder sein will oder was ich überhaupt noch will.

Ich geh jetzt spazieren.  
Mutterseelenallein.



# *Angaben zu den Personen*

---

**Beatrice Akeret**, \*1977 in Winterthur, wohnt am Bodensee und arbeitet als Bibliothekarin in St. Gallen.

**Barbara Gavez**, \*1976, studierte Philosophie und Germanistik, arbeitet als Deutschlehrerin und lebt in Zürich.

**Eva Halter-Arend**, \*1953 als Eva Arendová in Prag, studierte Philosophie und Germanistik und lebt heute in Muri AG.

**Bea Hänggi**, \*1971 in Solothurn, arbeitet als Zeichenlehrerin, lebt in Biel.

**Ursula Hänni**, \*1978, lebt in Thun.

**Anita Kendzia**, \*1968, Biologin und PR-Verantwortliche, lebt in Baden.

**Georg Liebig**, \*1964 in Singen am Hohentwiel, Polygraf, lebt und arbeitet in Islikon TG.

**Martina Meienberg**, \*1978, aufgewachsen in Steinhausen, studierte Germanistik und Politikwissenschaft, lebt in Zürich und arbeitet beim Schweizer Fernsehen.

**Dorothee Plancherel**, arbeitet heute als Mediatorin und Kursleiterin. Lebt im Toggenburg.

**Ursula Regez**, \*1957, Psychotherapeutin, lebt und arbeitet in Niederurnen.

**Barbara Rindisbacher**, \*1956, Lehrerin, wohnt in Bern.

**Joerg Roos**, \*1938, aufgewachsen in Mollis GL, Architekt, wohnt und arbeitet in Berg TG.

**Brigitte Süess**, \*1955, lebt in Brugg, Ausbildung zur Primarlehrerin und Eurythmistin. Mutter, Hausfrau.

